Th Pr
4400

Der Priester,

wie man ihn wünschen mag, und — wie er nicht alle Tage zu haben ist.

Ein Quid pro Quo.
für manche müßige Stunde des Seelsorgers am Lande.

Von A. E—g. [Edling]

Vierter und letzter Theil.

1793.

1992.102

XL.

Der Kurat ist im ganzen Umfange Lehrer seines Volks. Ihm muß auch das zeitliche Wohl seiner Schäflein am Herzen liegen. Er muß ihnen bei Gelegenheit dahin einen Fingerzeig geben. Ein träger Arbeiter ist größtentheils auch lauer Christ.

Predigt am Sonntage Septuagesima.

Um die eilfte Stunde gieng er aus, und fand Andere stehen, und sprach zu ihnen: Was stehet ihr hier, den ganzen Tag müßig! B. Math. am 20.

Die Parabeln, in welchen Jesus Christus zu seinen Jüngern so oft sprach, waren der Geschmack damaliger Zeiten. Sie waren reichhal-

tig an Geist und Wahrheit. Es war aber dem Heilande nicht nur allein darum zu thun, jeder Parabel eine einzige Hauptwahrheit unterzustellen, auf welche das ganze Gleichniß angewendet werden sollte. Schon in dem Verfolge der Parabel selbst brachte er viele nebenliegende Wahrheiten an, die einem Wahrheitforschenden Betrachtungen und heilige Sittenlehren anbiethen, die oft so nackt und bloß dastehen, daß sie bei dem ersten Anblick sichtbar sind.

Gerade dieß ist der Fall in der Parabel des heutigen Evangeliums. Die Hauptwahrheit, die Jesus Christus aufstellen will, ist seine unendliche Güte, mit welcher er zu allen Zeiten sich eifriger Männer bedienet hat, um seinen Willen zu verkündigen, und angefangen von den Propheten bis zu den Aposteln, alle Völker zu seinen Glauben rufen, und durch Verheissung ewiger Seligkeit ermuntern ließ.

Im Verfolge dieser Parabel zieht er aber auch nebenfällig mit blatten Worten gegen den Müßiggang los. Er leget dem Hausvater gegen diesen Unfug einen Verweis in den Mund, der uns im Vorübergehen erklären soll, wie närrisch

und unverantwortlich es seye, müßig zu gehen. Was stehet ihr da, den ganzen Tag müßig! Seyd ihr nicht albern! Ihr stehet mit aufgesperrtem Munde da, und vor lauter langer Weile kann es euch nicht wohl seyn. Gehet doch lieber in meinen Weingarten, und arbeitet, damit euch die Zeit kürzer werde, und ihr doch auch ein Verdienst erhaltet!

Welch ein guter Stof für einen Prediger! — Aber — nicht auf dem Lande, höre ich meine Zuhörer antworten — Wir sind ja arbeitsame Leute, und können nicht einmal müßiggehen. Nicht zu voreilig meine Lieben! Ihr seyd Weltbürger und Christen. Alles, was ihr als Weltbürger unternehmet, muß auch auf euer Christenthum Bezug haben. Merket nun wohl! Man kann auch bei vieler Arbeit und Beschäftigung ein sehr müßiger Mensch seyn

I. Im politischen Verstand;

II. Im sittlichen Verstand.

I.

Man kann noch so sehr mit Arbeit beschäftiget seyn, so ist es doch weiter nichts als Müßiggang im eigentlichsten Verstande, wenn man

a) Nicht zweckmässig arbeitet, oder wenn man

b) Die Früchte seiner Arbeit nicht zweckmässig anwendet.

Es giebt manche Besitzer von schönen Grundstücken, die von Jedermann für erträglich angesehen werden. Die Besitzer sind noch überhin fleißig. Sie arbeiten aus allen Kräften, und doch können sie nicht bestehen, und gehen zu Grund. Wie kann das seyn? Sie arbeiten zwecklos. Einige haben zu wenig Besatzung. Andere verstehen ihren Grund nicht, machen aus Feldern, die sie pflügen sollten, Wiesen, und lassen Wiesen an Gründen, die ihnen die beßten Früchten geben würden. Andere können keine Leute im Dienst erhalten. Sie glauben also alles allein richten zu können, oder müssen es sogar thun. Sie sind also mit ihrer Arbeit immer hinten an, und kommen mit allen zu spät. Was ihnen an dem Grund Gewinn seyn soll, verfault, verdirbt ihnen. Eigensinn, Unverstand, üble Gebahrung mit den Leuten richtet sie zu Schanden. Saget mir meine Christen! Ist so eine Arbeit, so eine zwecklose Beschäftigung nicht eben so gut, als gar keine?

Ist

Ist man da bei aller Arbeit nicht eben so müßig, als ob man sich auf die faule Bank geleget hätte?

Was ist Müßiggang? Im eigentlichsten Verstand nichts anders als Geschäftlosigkeit, Arbeitlosigkeit? Ist es aber nicht Eines, Nichtarbeiten, und Zwecklosarbeiten? Wenn ihr einen Menschen mit einer Schöpfpfanne bei einem reissenden Fluß stehen sehet, der das Wasser herausschöpfet, und nach und nach den ganzen Fluß ausschöpfen will, würdet ihr ihn nicht verlachen, würdet ihr ihn für einen arbeitsamen Mann, würdet ihr ihn nicht bei aller seiner sauern Mühe für den größten Müßiggänger halten? Richtig! Und warum das? Weil seine Arbeit zwecklos, vergeblich, weil der Erfolg seiner Arbeit unmöglich ist. Machet nun die Anwendung auf euch! Ihr möget arbeiten, so viel ihr wollet, so seyd ihr Müßiggänger, solang ihr die Fehler eurer Hausarbeiten nicht ableget, solang ihr nicht nach den Erfordernissen eures Grundes arbeitet. Ihr müsset also eure Wirthschaft studieren, den Rath gescheider Leute einholen, verschiedene Versuche anstellen, euch auf nichts hartnäckig binden, sonst könnet ihr mit den Jüngern im Evangelium kla-

 gen:

gen: Meister! Wir haben die ganze Nacht gearbeitet, und kein einziges Fischchen gefangen.

Eben so zwecklos ist die Arbeit, und sieht mehr einem Müßiggang als einer Arbeit gleich, wenn man die Früchte seiner Arbeit nicht gehörig anwendet. Wer von seiner Handarbeit leben muß, muß so leben, wie er kann, nicht wie er will. Wer von seiner Arbeit leben will, muß nicht mehr verzehren, als er erarbeiten kann. Einnahm und Ausgabe müssen genau gegen einander abgewogen werden. Leider thun das Viele nicht. Haben sie einmal ein gutes Jahr, haben sie einmal ihre Erzeugnisse gut angebracht, haben sie einmal bei einem vortheilhaften Handel gewonnen, so glauben sie alsobald auch besser leben zu müssen, und verlassen sich auf ihre Erwerbungen. Da glauben sie, daß es Zeit seye, sich gute Täge zu machen, glauben, daß es Ihnen eine Schande seye, wenn sie nicht auch, wie dieser und jener ihren Sonn- und Feyertag in dem Gasthaus zubrächten. Kömmt es darauf an, daß bei dem Haus etwas gebauet, bei der Herrschaft gezahlet werden soll, da wissen sie das Geld zu

schä-

schätzen, winden sich und jammern, eh sie einen Kreuzer herausbringen. Kömmt es aber darauf an, daß man zu einer Hochzeit, zu einer Gevatterschaft, zu einer Lustbarkeit geladen wird, da ist Geld vollauf, da achtet mans nicht, wie viel es ist, und wo mans hernimmt. Wohl! Der Landmann braucht auch seine Erholung. Doch nur Maß und Ordnung, nur nichts über die Kräfte, daß es nicht zu viel werde! Ist aber der Hauswirth ein Verschwender, so machet es oft seine Gehilfinn auch nicht besser. Die Kinder, von dem Beispiele der Aeltern angelocket, wollen auch Aufsehen machen, und greifen zu. Da wird dann getrunken, gezehret, getanzt, gespielt. Alles kostet Geld. Auf die nothwendigen Ausgaben wird nicht gedacht. Endlich wird eine Schuld nach der andern gemacht, und da möchte man freylich arbeiten, daß das Blut bei den Nägeln herausgeht. Es ist umsonst. Die Arbeit hat ihre Gränzen. Es muß also auch die Verzehrung Gränzen haben. Bei einer gränzenlosen Verzehrung hilft keine begränzte Arbeit. Sie wird zwecklos, und ist so gut, als der erklärteste Müßiggang.

So viel von der gehörigen Arbeitsamkeit im eigentlichen, im weltlichen Verstande! Lasset uns nun von dem Müßiggang im geistlichen Verstande reden, dessen sich der Christ bei aller seiner Arbeit schuldig machet!

II.

Wir leben nicht für diese Welt. Was wir also thun, müssen wir so thun, daß wir für die Ewigkeit dabei gewinnen. Wenn unsere Arbeiten also nicht müßig, sondern christlich seyn sollen, müssen sie

a) Mit der gehörigen guten Meinung vergesellschaftet;

b) Und mit guten Werken begleitet werden, die sich mit unserm arbeitsamen Leben vereinigen lassen.

Wenn der heilige Paulus saget, daß wir alles, was wir thun, im Namen Jesu Christi thun sollen, so will er nichts anders, als, daß wir in allen unsern Handlungen, in allen unseren Unternehmungen und Arbeiten eine gute Meinung machen, daß wir alles zur grössern Ehre Gottes bestimmen sollen. Dieß heißt: Man soll täglich, wenn man erwachet, sein Gemüth zu

Gott

Gott erheben, und demselben die schuldige Anbetung dadurch leisten, daß man ihm saget: **Mein Gott! Du hast mich in diesen Stand gesetzet. Vermög diesem Stande habe ich heute den ganzen Tag dieß und jenes zu thun, was zwar mit dir unmittelbar keine Verbindung hat, was ich aber lediglich darum thun will, weil du es so haben willst, weils meine Standespflicht ist.** Mit dieser herzlichen Erklärung gegen Gott, machet man, daß alle unsere Werke Gott gefällige, gute Werke werden, wenn sie auch noch so zeitlich, noch so weltlich sind; und besonders, wenn man diese Erklärung den Tag hindurch, wärs auch nur durch einen augenblicklichen Gedanken, erneuert.

Sehet meine Lieben, wie wohlfeil uns der gute Gott das Verdienst leget, und wie wir mit den nothwendigsten Sorgen für unsere zeitlichen Bedürfnisse, ja sogar mit unseren Erholungen Gnade erhalten, und die guten Aussichten für die Ewigkeit gründen können. Saget mir selbst meine Zuhörer! Wer durch einen einzigen guten Gedanken bei seinen zeitlichen Arbeiten auch noch

so viel Vortheil für die Ewigkeit erhalten kann, und es unterläßt, ob der nicht ein fauler Mensch, ein wahrer Müßiggänger im moralischen Verstand zu nennen seye. Und — Wie viele dergleichen Menschen giebt es! O, wenn man zu seinen Tagwerk so eine gute Meinung gemacht hätte, würden nicht so viele Menschen mit voller Ungedult zur Arbeit gehen, würden nicht so Viele bei der kleinsten Irrung in Fluchwörter ausbrechen, ihren Stand verwünschen, in den sie die Vorsicht gesetzet hat! Dieses üble Benehmen ist Bürge, daß man arbeite, wie das Vieh, weil man muß; was für die Moralität eines Christen immer leerer Müßiggang ist.

Wenn man aber auf einer Seite durch eine gute Meinung auch seine gleichgiltigsten Werke zu Verdiensten erhöhen kann, so muß man doch auf der andern Seite, wenn es unsere Standespflichten zulassen, die guten Werke, die sich mit unserer zeitlichen Bewerbsamkeit vereinigen lassen, nicht vernachlässigen. Besonders will ich dieses dahin gesaget haben, daß man als Hausvater sein Gesind ausser der Arbeitzeit zur Zucht und Ordnung anhalte, seine Kinder erziehe, so weit

die

die Kräfte hinreichen, die Tage der Ruhe und Feyerung, die uns Gott und die Kirche gebotten haben, mit jener Pünktlichkeit begehe, welche die heilige Absicht der Gesetzgeber ist. Eben darum, weil wir die ganze Woche mit schwerer Arbeit beschäftiget, unmittelbar für Gott nichts oder fast gar nichts thun können, müssen wir einem Sonntage oder einem Feyertage wie dem Tage einer Erholung, einer Erquickung entgegen sehen, müssen uns freuen, daß wir Zeit gewinnen, uns mit Gott abzugeben. Wir müssen demnach bey dem Gottesdienste mit einem Eifer, mit einer Andacht erscheinen, an der unsere ganze Seele hängt, wir müssen uns mit sorgenloser Freyheit an diesen Tagen dem Gebet überlassen.

Ueben wir bei unseren zeitlichen Arbeiten, die den größten Theil unsers Lebens hinnehmen, nicht in solchen heiligen Zwischenräumen auch gute Werke aus, so sind wir mit allen unseren Arbeiten für den Leib, Müßiggänger für die Seele; denn was nützet es uns, wenn wir durch unsern Fleiß die ganze Welt erarbeiten, und an unserer Seele Schaden leiden! Wir können uns mit Millionen nicht die Gnade Gottes, nicht den

klein-

kleinsten Grad einer Seligkeit im andern Leben erkaufen. Ohne gute Werke haben wir uns für das bischen Brod, das wir bedürfen, reich, und für die Seele, die den bessern Theil unsers Selbst ausmacht, zu Bettler gemacht. Und — Ist es denn so viel, wenn man euch erlaubet, den größten Theil eueres Lebens für euer gegenwärtiges Glück zu bestimmen, nur mit dem Bedingniß, daß ihr ja das alles mit einer guten Meinung begleitet, und ausser dem das Gute wirket, was euch euer Stand und euere Zeit erlauben! Ist es denn so viel? Und doch bleiben die Menschen so weit zurück! O Müßiggänger, Müßiggänger! Wie wird es mit dem Lohn des himmlischen Hausvaters aussehen, wenn der Abend euers Lebens hereinbricht?

Es ist noch Zeit, all dieß zu beobachten, wenn ihr es auch bis nun versäumet habet. Gott ist so gütig, wie ihr es eben aus der Summe des heutigen Evangeliums lernen mußtet, da er auch jene herrlich belohnet, die in den letzten Stunden des Tages in seinen Weingarten kommen. O meine Lieben! Wer sollte sich selbst so hassen, daß er sich diese unermeßliche Güte Got-

tes nicht zu Nutzen mache! Wärest du auch in einem lauen Leben, in einer erbärmlichen Geschäftlosigkeit in Absicht auf das Christenthum grau geworden, so kannst du noch durch Handlungen, die deinem Glauben Ehre machen, deine letzten Tage auszeichnen, und den Lohn deines himmlischen Vaters hoffen. Amen!

XLI.

Die Sache kömmt täglich vor, und doch wird so selten davon gepredigt.

Eine Predigt vom Krankendienst.

Gehe hin, und thu desgleichen! Bei Luk. am 10ten.

Ein Mensch reisete von Jerusalem hinab auf Jericho, und fiel unter die Mörder, welche ihn dann sogar seiner Kleider beraubet, verwundet, und halbtodt hinterlassen; sich aber davon gemacht haben. Es begab sich, daß ein Priester eben denselben Weg nahm, und ihn sah. Er gieng vorbey. Auch ein Levit, der dieses Weges war, sah ihn, und reisete fort. Ein Samaritan aber, der auf seiner Reise gleichfalls in die Gegend

kam,

kam, und ihn erblickte, wurde inniglich gerühret. Er näherte sich, verband seine Wunden, nachdem er Oel und Wein darein gegossen; nahm ihn auf sein Lastthier, und brachte ihn auf die Herberg, woselbst er seiner pflegte.

Dies ist die Parabel, die uns Jesus Christus in dem heutigen Evangelium aufstellet, und womit er uns zur Hilfe und Erbarmniß gegen unsere leidende Brüder aufmuntert, indem er am Ende der Parabel den Zusatz machet; **Geh hin und thu desgleichen!** Thu desgleichen, nicht wie der hartherzige Priester, wie der unempfindliche Levit, die den todtkranken Reisenden in seinem Blute liegen liessen, sondern wie der gerührte Samaritan, der seine Wunden verband, ihn auf sein Lastthier packte, ihn in der Herberge pflegte, und da er Geschäften halber sich so lang nicht verweilen konnte, ihn auf seine Kösten weiterhin verpflegen ließ!

Die Nächstenliebe ist gegen die übrigen Tugenden das, was die Seele in dem Körper ist, der belebende Geist. **Wir wissen**, sagt der heilige Paulus, **daß wir vom Tode zu dem Leben übertragen seyen, indem wir un-**

sere Brüder lieben. So aber, wie die Nächstenliebe andere Tugenden mit dem Geiste belebet, so veredelt der Krankendienst die Liebe des Nächsten. Darum ermahnet uns die Schrift Ecclesiasticus c. 7.: **Seye nicht hinlässig, Kranke zu besuchen! Denn — dieß befestiget dich in der Liebe.** Wir wollen heute uns ganz dieser Wahrheit überlassen. In dem Reiche der Nächstenliebe versieht der Krankendienst die Stelle der Königinn. Der Krankendienst ist die Wohlthat aller Wohlthaten.

I. Die gefälligste Wohlthat von Seite desjenigen, dem sie erwiesen wird;

II. Die herrlichste Wohlthat von Seite desjenigen, der sie erweist.

I.

Der Krankendienst ist die gefälligste Wohlthat von Seite desjenigen, dem sie erwiesen wird. Bei dem Krankendienst kömmt ein zweyfacher Vortheil für den Kranken in Betrachtung;

a) Die Rettung des zeitlichen Wohlstandes,

b) Die Beförderung des ewigen Glückes.

Krankheit ist ein trauriges Anhängsel der Menschheit, das den Menschen mehr oder weniger, früher oder später anwandelt; je, nachdem er von dem Verderbniß seiner Lebenssäfte dazu Anlage hat, oder durch willkürliche Ausartung seines Lebensgenusses, oder durch ungefähre Unglücksfälle dahin geräth. Ein Kranker hat um so mehr das Recht auf die Hilfleistung seines Bruders, da ihn sein Zustand in die Verlegenheit setzet, sich selbst zu helfen. Er ist aus allen Unglücklichen der Erbarmungswürdigste, weil er der Hilfloseste ist. Seine Schmerzen, groß oder klein werden ihm nur dann erst zu einer unerträglichen Last, wenn er sich von allem Beistande der Menschen verlassen sieht; fühlt, daß nicht nur allein die Diener des Prassers ihre Augen von seinen Geschwürren wegwenden, sondern auch die Hunde desselben, die an seinen Geschwürren lecken sollen, mangeln.

Der Hang, die zerrüttete Gesundheit herzustellen, und das Ziel unserer Tage noch weiter hinauszurücken ist bei den Menschen allgemein; ist ein Hang, den der Urheber der Natur in uns gepflanzet hat. Der Mensch hat an seinem

Leben

Leben immer ein grosses Gut, und oft das einzige, was er auf dieser Welt besitzet, zu verlieren, und man darf nur ein wenig in der Geschichte menschlicher Zufälle bewandert seyn, um zu wissen, daß oft ein unbedeutender Zustand ohne regelmässige Wartung zu einer tödtlichen Gefahr anwachsen könne, weil der Hauptgrund des Uebels nicht gehoben, sein Gift immer mehr in dem Körper verbreitet, oder der Kranke sich selbst überlassen, auf verderbliche Mittel verfällt, oder endlich schädliche Mittel von sich nicht entfernet. Eben so gewiß ist es, daß oft die wichtigsten Zustände, die gefährlichsten Krankheiten an dem Menschen leicht zu heben sind, sobald ein ordentlicher Krankendienst eintritt, wo dem Kranken gewartet, wo ihm die passende Arzney gereichet wird, und sehr oft machet hier die fleißige Wartung die Hauptsache aus, und die Arzney hilft nur der Natur nach; oder die Arzney hilft nur in der gehörigen Anwendung, die eigentlich das Werk der Wartung ist.

Was inzwischen den Krankendienst noch weit mehr zur gefälligsten Wohlthat in Absicht auf den Kranken machet, als es der körperliche Vor-

theil ist, von dem ich eben gesprochen habe, dies ist der ewige Vortheil. Ich behaupte, daß von einem bescheidenen Krankendienst sehr oft das ewige Heil des Kranken abhange, er mag sterben, oder genesen. Unter den Kranken giebt es manchmal sündhafte Menschen, die mit der Busse wenig bekannt sind. Bei diesen sollte jede Krankheit eine heilsame Warnung seyn, es solle sich ihr Körper entkräften, damit der Geist seine Stärke wiederum erlange. Er soll Wunden und Siechheit fühlen, um an der Seele geheilet zu werden. Der Mensch mag nun in dieser Lage sterben, oder genesen, so fordert Gott, daß er an seinem Krankenlager Buß wirke. Die Vorbereitung zu dem Tod ist also nach dem Grad der Gefahr jedem Kranken unentbehrlich, um gut zu sterben, oder unendlich heilsam, um für die Zukunft, wenn die Gefahr verschwinden solle, christlicher zu leben. Wer ist aber wohl dazu weniger aufgelegt, als der Kranke? Seine Liebe zu dem Leben, die Furcht es zu verlieren, oft auch die Schmerzen, die sich nicht lindern lassen, machen ihn verwirrt, und treiben unzählige Wünsche in seinem Herzen herum, die mit dem ewi-

gen

gen Gegenstand nicht in Verbindung stehen. Sein Haupt ist schwach, seine Erinnerungskraft gebrochen, die Gegenwart seines Geistes größtentheils auf die peinliche Empfindung seines Körpers gerichtet. Ich weiß wenige Ausflucht für ihn. Der heilige Augustin schrecket mich in seiner 36. Rede mit einem fürchterlichen Ausdruck. Derjenige, sagt der heilige Vater, den die Heftigkeit einer Krankheit hinnimmt, und die Furcht zittern machet, wird nicht leicht zur wahren Genugthuung kommen; denn Viele pfleget die späte Busse zu betrügen. Eben diese Entnervung des Kranken, und seine Hinfälligkeit kann auch dem Gerechten in der Vorbereitung zu seinem Ende in etwas hinderlich seyn. Auch er hat noch eine Genugthuung für kleine Gebrechen, zur Verminderung der für ihn aufbehaltenen zeitlichen Reinigung im andern Leben zu leisten, sich vor seinem Hintrit in Geduld, Liebe, Aufopferung und Ergebung in den göttlichen Willen zu üben; auch er hat nach dem Ausspruch des heiligen Augustins, wenn er gleich nicht lasterhaft gelebet hat, dennoch auf seine Art vor dem Tod Busse zu thun; woran er aber

ebenfalls nicht selten durch die Heftigkeit seiner Krankheit gehindert wird.

Aber sehen Sie meine Lieben, wie wohlthätig in diesen Umständen ein stattlicher Krankendienst seye! So, wie eine wohlgeordnete Wartung die Heftigkeit der Schmerzen entweder wirklich lindert, oder doch durch die Bestrebung zu helfen, die dem Auge des Kranken nicht unsichtbar bleibt, mit dem guten Willen zu lindern scheint, eben so sehr wird der Kranke wenigst aufgeheitert, die Gegenwart seines Geistes zurückgeführet, um auf seine Seele denken zu können. Die Geduld, die man mit seinem oft sehr eckelhaften Zustand bezeuget, der süsse Zuspruch, mit dem man ihn in seinen Schmerzen tröstet, die Geschäftigkeit, ihm immer in eine neue, erquickende Lage zu versetzen, die Pünktlichkeit, mit der man ihm zu den vorgeschriebenen Stunden all jenes darreichet, was die Kunst erfunden hat, ihn etwa noch der Gefahr zu entziehen, oder doch seine Leiden erträglicher zu machen, müssen sein Herz auf das lebhafte Bild guter Menschen aufmerksam machen, müssen in ihm die Begriffe von der Barmherzigkeit Gottes

tes erwecken, müssen in ihm die Angst und die Furcht vermindern, und die Vorbereitung zu dem letzten Augenblick erleichtern; und dies um so mehr, da es die Natur eines wohlgeordneten Krankendienstes mit sich bringt, daß man dem Kranken nicht nur allein körperliche Labnisse, und alle mögliche Bequemlichkeit verschaffe, sondern ihn auch durch geistliche Trostgründe aufrichte, und besorge, daß der Kranke frühzeitig, eh sein Geist noch zerrüttet, die Stärke der zunehmenden Schmerzen Herr über seine Empfindungen, und die Gegenwart seines Gemüthes von dem Schwarm der Schrecken des Grabes erstickt wird, seinen Gewissensrath erhalte, der ihn für die Sakramente der Sterbenden vollkommen empfänglich mache.

Ich weiß es gar wohl, daß meine lieben Zuhörer, nach alle dem, was ich gesaget habe, mir willig eingestehen werden, daß ein wohlgeordneter Krankendienst eine äusserst grosse Wohlthat für die Kranken seye. Allein sie werden sich denken, daß dieser Liebesdienst nicht die Sache Jedermanns seye, daß es wohl löblich und wohlthätig seye, wenn man sich wie der Samaritan

eines Schwerkranken annimmt, daß aber eigentlich kein Geboth da seye, vermög welchem man sich dem Krankendienst, wenn man dazu nicht besonders beruffen ist, unterziehen müsse. Aber liebe Zuhörer! Sie irren sich. Die Pflicht für die Kranken zu sorgen ist eine ausgemachte Pflicht, welche das Evangelium predigt. **Gehe hin und thu desgleichen!** Diese sind die Worte Christi Jesu. So redet der Heiland nicht, wenn er räth, sondern wenn er befiehlt. Uebrigens muß man wissen, daß man eine Pflicht auch durch Andere erfüllen kann. Der Samaritan blieb auch nicht immer persönlich bei dem Kranken. Allein er bezahlte den Wärter. Zu dem Krankendienst gehört Geschicklichkeit und Anlage. Nicht jeder hat sie. Es ist genug; wenn man mit Rath und That den christlichen Krankendienst unterstützet, um sich durch diese wohlthätige Verwendung Verdienste und das Wohlgefallen Gottes zu erwerben. Unterdessen bleibt doch immer der persönliche Krankendienst die herrlichste Wohlthat, und somit auch das herrlichste Verdienst.

II.

Es ist kein Liebesdienst, den man seinen Mitmenschen erweisen kann, und der zugleich mit so vieler Ungelegenheit des Wohlthäters verbunden wäre, als der Krankendienst. Wiewohl sich diese Wahrheit hauptsächlich nur durch die Erfahrung in der Ausübung bestättiget, so lohnet es sich doch der Mühe, davon mit Gründen, aus der Natur der Sache hergeholet, zu sprechen, um die Herrlichkeit dieser Beschäftigung in ihrer vollkommenen Grösse zu zeigen. Das Ungemach und die Ueberwindung sind die unzertrennlichen Gesellschafterinnen des Krankendienstes, und gründen sich

a) In der Laune des Kranken, und

b) In der Krankheit selbst.

Die Ungeduld ist eine Leidenschaft, die den Menschen nur allzugerne anwandelt, auch, wenn er in seiner beßten Wohlbehaltenheit ist. Um wie viel mehr ist der Mensch dem Andringen dieser Leidenschaft ausgesetzet, wenn ihn eine lästige Krankheit niederwirft, wenn sie ihn durch ihr Anhalten von dieser oder jener glänzenden Aussicht, wo er eben sein Glück zu machen hofte, hin-

dert; wenn sie ihm die Hände bindet, daß er durch Arbeit und Geschäfte für sein Hauswesen, für den Unterhalt der Seinigen nicht fortschreiten kann; wenn sie ihn endlich der Gefahr aussetzet, gerade in jenen Umständen zu sterben, wo vielleicht durch begangenes Versehen, oder durch unglückliche Verhältnisse sein Haus in der größten Zerrüttung ist. O wie viele traurige Veranlassung zur Ungeduld! Wie viele Gesetztheit, wie viele Bescheidenheit muß in solchen Umständen demjenigen, der den Krankendienst besorget, eigen seyn, um sich durch die Mißlaunen des Kranken in seiner Pflicht nicht irre machen zu lassen! **Eine sanfte Antwort besänftiget den Zorn, und harte Ausdrücke erwecken Raserey,** saget das Buch der Sprichwörter. Es ist aber keine geringe Standhaftigkeit erforderlich, einem übelgelaunten Kranken immer eine so eiserne Geduld entgegen zu stellen. Es gehöret Ueberwindung, und gewiß keine kleine dazu, um in seinem Phlegma zu bleiben, wenn man es mit dem Preßhaften gut meinet; wenn man alles unternimmt, um ihn zu schonen, und immer von seiner Ungeduld mit Undank belohnet wird, immer

der ungegründete Gegenstand einer unnützen und schadhaften Ereiferung ist. **Eine Bürde von Steinern**, sagt das Buch der Sprichwörter ferner, **ist schwer, und lästig ein ungeheurer Bündel vom Sand: aber lästiger, als all dies, ist die Ungeduld des Thörichten.** Mancher Kranke, der sonst in seinem Leben der bescheidenste, sanftmüthigste Mensch war, wird in seiner letzten, oder in jeder gefährlichen Krankheit der unerträglichste Mann. Er wird von den verdrüßlichsten Einbildungen herumgeworfen. Bald glaubet er, daß der Arzt seinen Umstand nicht erkenne, daß man ihn mit falschen Mitteln zu heilen trachte, bald meint er, man gebe ihm zu viele Arzneyen, bald stellet er sich vor, zu wenig zu erhalten. Das gewöhnliche Puppenspiel aller Kranken ist ein dringender Hang nach allerley Dingen, die ihren Umständen nicht behagen, sie fordern solche Dinge oft mit einer außerordentlichen Heftigkeit, und scheinen sich unglücklich zu schätzen, wenn man sich ihrem unbilligen Verlangen widersetzet. Es verhandelt sich hier um nichts geringers, als entweder den Kranken wider die wesentliche Pflicht des

Kran-

Krankendienstes einer offenbaren Gefahr auszusetzen, oder seinen Zorn zu reizen. Wie schwer, wie bitter ists, sich mit solchen Widersprüchen herumzuschlagen, und welche Klugheit, Standhaftigkeit, Bescheidenheit, Liebe und mitleidige Nachsicht brauchet es, um nicht auf der einen und auch nicht auf der andern Seite anzustoßen! Da darf man wohl sagen, daß der gesunde Mensch, der dem Kranken wartet, weit der Geplagtere ist, als der Kranke selbst.

Zu der übeln Laune des Kranken gesellet sich noch manchmal auch die Krankheit selbst, um den Krankendienst zu dem beschwerlichsten Liebesdienst zu machen. Man muß niemal in der Gelegenheit gewesen seyn, mehrere Krankheiten von verschiedenen Gattungen zu beobachten, wenn man nicht wissen soll, daß es wenige Krankheiten giebt, die nicht ihr Abschreckendes an sich haben. So gewöhnlich das Kranksеyn der Menschheit ist, so geschieht es doch selten, daß unsere Natur über den Anblick körperlicher Gebrechen nicht erschüttert werde. Es ist möglich, daß die Gewohnheit und ein gesetzters Herz manche Menschen, die dauerhafter sind, wenigern Eindruck

dabei

dabei zu empfinden in den Stand setzen. Aber, bis man sich durch die Uebung einstudirt hat, und wenigst bei manchen außerordentlich gräßlichen Umständen, kann ohne Ungelegenheit und Entsetzen an den Krankendienst nicht Hand angeleget werden. Bei der Manchfältigkeit der Kranken giebt es sehr viele, die eine unabläßliche Aufsicht fordern, um nichts an ihnen zu versäumen; viele, die bei der äussersten Unbehilflichkeit ihres Körpers auch die kleinsten Unterstützungen nur von fremden Händen erwarten. Hier wird der Krankenwärter, so gut, als ob er selbst der Preßhafte wäre, an das Krankenbette angenagelt, und kann sich von seinem Lazarus äusserst selten, ohne unverweilt zurück zu kehren, entfernen. Da alle Krankheiten die bösartige Gewohnheit an sich haben, daß sie sich in den Stunden der Nacht verschlimmern, muß der arme Wärter die ganze menschliche Ordnung umkehren, die Nacht in den Tag verwandeln, und die Rücksicht auf Ruhe und Erholung ausser Acht lassen. Nur gar zu oft müssen bei diesem Beruf die eigenen Kräfte vernachlässiget werden, um fremde zu unterstützen. Die Bequemlichkeit ist allen Men-

schen

schen zu natürlich, als daß es nicht das schwerste Stück Arbeit seyn soll, selbe zu entbehren, um fremden Bedürfnissen zu steuern. Beten, Betrachten, Fasten, Almosen austheilen, Unwissende unterrichten sind in der That lobwürdige Handlungen, heilige Werke. Sie haben die klaren Aussprüche der ewigen Wahrheit, die Lobeserhebungen der Väter, und den Beifall der gesunden Vernunft für sich. Aber sie sind niemal so abtödtend für die menschliche Natur, weil man dabei noch immer seinen eigenen Willen, sein freywillig gewähltes Maß hat, gewissermassen ganz Herr über seine Handlungen bleibt, und alles in Ruhe und Bequemlichkeit ausüben kann. Aber der Krankendienst ist das Widerspiel aller Ruhe und Bequemlichkeit. Man ordnet hier seine Geschäfte nicht nach freyer Wahl, sondern wird von den Bedürfnissen fortgetrieben, und bei keiner christlichen Handlung gehöret man sich selbst weniger zu, als bei dem Krankendienst.

Wie herrlich ist also die Wohlthat des Krankendienstes für denjenigen, der sie ausübet, der, wenn er auch nicht persönlich diesem Dienst obliegen kann, wenigst aus seinem Vermögen da-

zu beiträgt, durch Aufmunterungen, durch gute Anstalten veranlasset, daß Kranke bedienet und gepflogen werden! Wie verantwortlich hingegen werden dem Ewigen jene Menschen seyn, welche für solche Unglückliche kein Gefühl haben; jene Aeltern, welchen ihre kränkelnde Kinder nicht am Herzen liegen, die froh sind, wenn sie ihnen wegsterben, damit sie der Plage los werden; jene Herrschaften, die ihre Hausleute, wenn sie erkranken, entweder wie ein Thier ohne Hilfe liegen lassen, oder nicht genug eilen können, um sie aus dem Hause zu entfernen! O ihr Urtheil wird das Urtheil seyn, das der unbarmherzige Priester und Levit in dem heutigen Evangelium verdienen.

Lasse für uns mein Gott einen Funken von dem verzehrenden Feuer des Mitleidens, das in deinen lieben Heiligen brannte, in unseren Herzen aufleben, damit wir mit ihnen dich in unseren Kranken und leidenden Brüdern würdig besorgen, und am Ende der Welt, am Tage des Gerichts auf jener Stelle seyen, wo du dein gnädiges Angesicht hinwenden wirst. Amen!

XLII.

Gesammelte Bruchstücke von mancher Gesinnung, die Isidor Selig hie und da mündlich oder schriftlich geäussert hat, zur Erläuterung seiner Denkungsart gehörig, in Prosa und in Versen.

* *
*

Man klaget so sehr über die Verachtung der Geistlichkeit in unseren Tagen. Sehr oft sind diese Klagen unbescheiden. Verachtung des Geistlichen, als Geistlichen, wenn es je eine dergleichen giebt, muß mich beruhigen. Wer sind die Menschen, die mich meines Standes wegen verachten? O — Ich würde untröstlich seyn, wenn diese Leute mich hochachten wollten; denn ich müßte, um ihnen in meinem Stande zu gefallen, alle meine Pflichten aufgeben, und, wenn ich ihnen zu Gesicht stände, ihre Verachtung vollends verdienen.

* *
*

Wenn mir ein Priester vorkömmt, der keine Tagesordnung zu seiner Richtschnur wählt, so sehe ich ihn für ein Pferd an, das der Eigen-

genthümer immer an der Weide läßt. — Wenn man's am nöthigsten hat, ist's nicht zu fangen. Der Kurat, dessen Aufenthalt jenen, die ihn brauchen können, und oft unvermuthet brauchen müssen, unbekannt ist, spielt den wahren Deserteur in der Hierarchie, und verdient, wenn durch ihn das Kleinste in der Seelsorge versäumt wird, daß man über ihn Standrecht halte.

***

Ein Seelsorger hat nur zwey Wege, wo er zu finden ist; den Weg der Ehre, und den Weg der Schande. Derjenige, welcher in der Mitte stehen bleiben wollte, befände sich schon am Letztern.

***

Thu, was du lehrest! Der Predigtstuhl hat äusserst selten das Glück, welches die Schaubühne genüßt, wo der geübte Schauspieler durch die Kunst der Täuschung den Zuhörer glauben machet, daß er dies seye, was er vorstellet, und daß ihm der Affekt, den er deklamirt, im Herzen liege.

***

Der Seelsorger muß seine Gemeinde kennen. Wie willst du ein Herz leiten, das dir seine Fä-

Fähigkeit, und seine Leidenschaft verbirgt? — Um deine Gemeinde zu leiten mußt du Volksfreund seyn. Dazu gehört Behutsamkeit und Anstand, um nicht Possenreißer zu werden. Wirfst du dich unter deinen Schäflein weg, so werden sie dich, anstatt dir ihr Vertrauen zu schenken, für einen Narren halten.

***

Wer aus Vertrauen auf die Einfalt des Bauernvolks an seinen Seelsorgspflichten zurückbleiben wollte, würde heutiges Tags einen Kaufmann um seine Waare betrügen wollen. Der Bauer ist grossentheils in seinen Kenntnissen so weit, daß er weiß, ob sein Lehrer sich die Mühe genommen habe, nachzudenken, welch vernünftiges Wort er am folgenden Sonntage mit Menschen über ihre Seelenangelegenheit reden wolle.

***

Jedes Ding hat zu seiner Zeit seine entschiedene gute Seite. Wer soll den Klöstern in jeder Rücksicht den Werth absprechen? Wodurch eigentlich ihr Verfall entstanden seye, darüber ließ sich sehr Vieles sagen, was noch niemal ganz

unpar-

unpartheyisch gesagt worden ist. Vor allen Dingen aber sind sie ohne Widerspruch durch ihre eigene mißvergnügte Mitglieder herabgesetzet worden. Ein mißvergnügter Mönch ist zu allen Zeiten der fressende Beinkrebs seiner Gemeinde gewesen. Die Aufhebung der Klöster, und die anscheinende Möglichkeit ihrer Befreyung aus einem eingebildeten Kerker hat ihnen vollends die Köpfe verrückt. Sie träumten von den wichtigsten Dienstleistungen, für die sie durch ihren Ordensrock verlohren wären. Sehr Vielen gelang es, daß ihnen das lang gewünschte Glück der Entkleidung und Anstellung zu Theil ward. Die Probe schien ausdrücklich nothwendig, um sie in ihren eigenen Augen zu entlarven, und den Klöstern die Gerechtigkeit durch Anerkennung der Wahrheit, daß der Mönch, der im Kloster ein Taugenichts ist, auch in der Welt keinen Kreuzer werth seye, widerfahren zu lassen.

* * *

Die Attestaten, die sich manche Geistliche bei den Gemeinden erwerben, um sich bei ihren Konkursen damit groß zu machen, und eine Pfründe zu erschleichen, sind, wenn nicht wahre

Data ihrer Rechtschaffenheit durch öffentlichen Ruf verbreitet sind, wie ein Instrument ohne legalem Stempel, oder wie ein erbettelter Filianzbrief eines Ordensprovinzialen, unter dessen Firma der Wucherer sich durch die Himmelsporte hineinstehlen will. Sie beweisen im beßten Fall, daß der Vorweiser dieser Zeugnisse das Talent besitze, seine Leute Lügen unterschreiben zu machen.

* *
*

Das Benehmen des Volkes in einem Kirchspiel ist der richtige Wettermesser, um den Grad der Geschicklichkeit zu erkennen, mit welcher der Hirt seine Schaafe weidet. Gemeinden, die heute zu Tag um Wiederherstellung solcher Gebräuche einkommen, die vor zehn Jahren aus gutem Vorbedacht abgestellet, und von allen übrigen bereits als entbehrlich und unwesentlich vergessen worden sind, geben deutlich zu verstehen, daß sie von Hirten geleitet werden, die durch die Pünktlichkeit der vorgeschriebenen Andachtsordnung ihrem Volk für das Verlohrne keinen Ersatz leisten, und selbes über das, was geschehen ist, und warum es geschehen ist, niemal nach Pflicht belehret haben.

Wer

**
*

Wer bei einer mässigen Pfründe nicht leben kann, den würde man zu einen Bettler machen, wenn man ihm eine bessere geben wollte.

**
*

An die Wahlfahrter nach **

Wohin ihr Pilgrime, woaus in euerm Trott?
Was sucht ihr dort mit Sing und Sang
An jenem Berg — in diesem Thal? —
Gott? — O den hab't ihr überall.
Ihr sucht nicht Heilige, nicht Gott,
Ihr sucht nur euern Müßiggang.

**
*

An eine Klosterbibliothek.

Du litterarisches, strotzvolles Zufluchtsort
Für Leser! — Gleichst dem jüngsten Weltgericht,
Wo Gut und Schlecht in einem Thal sich paart,
Und auf den Urtheilspruch des Richters harrt.
Damit auch nicht das Kleinste zu den Gleichniß fehlte,
So übertrift hier so, wie dort
Die Zahl der Schlechten — Leider! — Auserwählte.

Lob eines Ehrenpredigers.

Es schallten, als sich Stachs an Predigtstuhl
verfügt,
An unserm Chor die Pauken und Trompeten.
Die Wahrheit hat durch seinen Fuß gesiegt.
Er hat den Predigtstuhl fast ganz zertretten.
Und das Verdienst des Heil'gen zu verfeinern,
Den er uns lobte, zog der grosse Mann
Mit Schwitz und Schweiß die besten Gründ'
heran, —
Die Andern alle — zu verkleinern.

* *
*

Es ist aus zweyen Mitteln nur eines möglich, mit einem groben Menschen über Ort zu kommen; entweder gröber zu seyn als er, oder seiner Grobheit jene Bescheidenheit entgegen zu setzen, die ein ruhiges Herz im Vorrath hat. Im ersten Falle bist du der Ueberwundene: im zweyten siegest du. Diesen Denkspruch sollte man in allen Pfarrhöfen an die Wand schreiben, wo die Eintracht nicht allemal die Eigenschaft der Bothen des Friedens ist.

* *
*

Ich will gerne zur Gedankensteuer irgend eines neuen Rabbener gezogen werden, wenn es mir erlaubt ist, ganz überzeugt zu seyn, daß sehr oft diejenigen, die, weil man den Alten nicht alles nachbetet, am meisten über Irreligiosität schreyen, an eigener Moralität den größten Mangel leiden. Du darfst nur in einem Dinge anderst denken, als sie, so werden sie dir hinter den Rücken den **Deisten**, **den Jansenisten**, **den Sozinianer** auf den Kopf werfen, werden dich zum Ketzer graduiren, und bedenken nicht, daß man im nämlichen Augenblick aufhöre, ein braver Christ zu seyn, und eben so schlimm, oder noch schlimmer als ein Heide werde, da man von seinem Bruder lieblos urtheilet, und — **Dem da oben** vorgreift, der **die Nieren und die Herzen** prüfet. Ueberzeuge dich gründlich von der Verdorbenheit der Grundsätze, die dein Bruder äussert, eh du in seine Religion auch nur einen Grad von Mißtrauen setzest, und bist du deiner Sache auch gewiß, so hast du ihn auch da nicht zu schimpfen, nur zu bedauern.

* *
*

Wenn es interessirte Menschen nicht vollends zu arg und auffallend machen, verzeihet es ihnen! Die Gränzen zwischen Egoismus und Selbstliebe zu bestimmen ist schwer. Es braucht dazu einen geübten Psychologen, wozu die meisten Menschen verlohren sind. Trauet euch die Stärke nicht zu!

* *
*

Wer nicht manchmal auch in einem Freund betrogen würde, wäre gar zu unglücklich; denn wie wollte er auf diese Art mit der Behutsamkeit vertraut werden, die uns hienieden so nothwendig ist!

* *
*

Wer in den Titulaturen die Wörter: **Theuerster, Verehrenswürdigster, Liebster,** und in den Unterzeichnungen die Wörter: **Ergebenster, Dienstwilligster, Gehorsamster, Unterthänigster, Freund, Knecht, Diener** u. s. w. liest, und die Menschen in das Aug fasset, die diese Wörter schreiben, und jene, an die sie geschrieben werden, wird das Urtheil fällen, daß der Strick, der den Judas Ischariot erwürgte,

der

der Sünde der Heicheley auf viele Jahrhunderte das Leben gefristet hat, und daß die terminologie, die die Menschen zur Bezeichnung ihrer Ideen authorisirt haben, in sehr vielen Fällen eine logikalische Larve seye.

* *
*

Hingegen verbergen auch viele Menschen unter dem Vorwand, Jedem ungescheut die Wahrheit zu sagen, nichts als ihre Grobheit. Wollet ihr darüber den Beweis? Er liegt in der Erfahrung. Sie können selbst keine Wahrheit vertragen, und wenn ihr sie ihnen vor ...fet, schlagen sie euch die Flöte an den Kopf.

* *
*

Der *status morbi.*

Den Philosophen, Meister Kant
Liest Niemand in dem ganzen Land
So gern, als Lipps, und — merkt sich nichts
davon.
Ja — starke Speisen kann der Magen,
Der gar zu schwach ist, nicht ertragen,
Daraus entsteht die — indigestion.

***

Die natürliche Ursach.

Warum Amget so bald betrunken wird? —
Kaum sieht man ihn die trocknen Lippen netzen,
Als er schon den Verstand verliert. —
Natürlich! — Er hat gar nichts zuzusetzen.

***

An eine geschminkte Frau.

Alles giebt Livrè;
Grün die Eh',
Andacht Blau,
Schwermuth Grau,
Schwarz der Tod.
Eitelkeit giebt Roth.

***

Wenn die Sache nicht von übeln Folgen ist, hüte dich, Jemanden einen Wahn zu nehmen, bei dem es ihm behaget! Was ist wohl unsere Glückseligkeit hienieden, als Ruhe des Herzens, Zufriedenheit mit seiner Verfassung! Warum willst du deinen Nebenmenschen unglücklich machen! Du gehst damit um, seine Steckenpferdchen zu verscheuchen, die doch gute Thierchen

sind,

sind, gegen Niemand ausschlagen, und mit ihrem Wiehern die Moralität nicht belästigen. Mustere einmal deine eigenen Steckenpferde, die du reitest! Du wirst vielleicht finden, daß es kohlerische Thiere sind, die den Zaum weit eher bedürfen.

***

Etwas von der *Congrua.*

Klage.

Ist dies nicht Ungerechtigkeit, und Sünde?
Man läßt auf dieser schlechten Pfründe
Mich schon so lang. Im Drange werd ich alt. —

Bescheid.

Wie du an deiner Stell' dich unterscheidest,
Wie du auf Sand die armen Schäflein weidest,
Bist du auch hier zu gut bezahlt.

***

Frankreich hat in diesen letzteren Zeiten ein Beispiel aufgestellet, daß durch scheinbare Grundsätze ein ganzes Volk irre geführt werden könne, daß eine ganze sonst empfindsame Nazion für die größten Gräuel empfänglich seye, so bald man ihr die Religion und die Subordinazion aus dem Her-

Herzen schwätzet. Man kann nicht läugnen, daß der Druck groß war, unter welchem das Französische Volk eingeenget lag. Aber man muß auch aufrichtig bekennen, daß die Mittel, die die Repräsentanten des Volks gewählt hatten, um diesen Druck zu entfernen, nicht zu dem Ziel führten, und das Uebel nur ärger gemacht haben. Wir lernen, daß ein Volk, unter dem Vorwand, sich frey zu machen, sich alles erlaube, Kirche und Thronen umstürze, und unter dem betrügerischen Bilde einer erträumten Gleichheit, welches ihm vor dem geblendeten Auge schwebt, kannibalenmässig seine Brüder morde. Es ist nichts, was eine Familie, eine ganze Gemeinde, ein Land, ein Königreich so in Verwirrung, Unordnung und Elend stürzen kann, als Mißvergnügen mit seiner Verfassung, und ein falsch gewähltes Mittel, selbe zu verbessern.

Jeder Volkslehrer wird bei diesen Ereignissen aufgefordert, seiner Gemeinde mit jenen Grundsätzen entgegen zu kommen, die das Herz ruhig und vergnügt zu machen fähig sind, wenn es auch in dem menschlichen Leben Dinge giebt, die es sauer machen. Vor allen muß er dem

Volk Liebe und Achtung für die Religion einflössen, es überzeugen, daß die Vorsicht des höchsten Wesens keinem Menschen die Kräfte entziehe, bei den Drangsalen seines Standes als ein ehrlicher Mann auszuhalten, daß Standhaftigkeit, Bescheidenheit, Arbeitsamkeit vollgiltige Mittel seyen, seine häuslichen Anstände, wenn sich derselben Einige ergeben, aus dem Wege zu räumen, und daß man in jenem Grade sich tiefer in sein Elend stürze, in welchem man seine Fassung verliert, ungebärdige Klagen führet, sich mit anderen Mißvergnügten vereiniget, und gewaltsame Wege einschlägt, um sein Schicksal zu verbessern. Den Gehorsam, und die Ergebenheit gegen seine Landesherrschaft und ihre untergeordnete Beamte muß er dem Volk als ein wichtiges Hauptstück der Moralität einprägen. Da steht ihm, um den Beweis zu geben, die göttliche Schrift, und Grundsätze des gesunden Menschenverstandes zu Geboth. Er muß seiner Gemeinde die Liebe gegen den Nebenmenschen, Einverständniß in der Nachbarschaft, wechselseitige Dienstleistungen, häusliche Glückseligkeit, Ordnung in den Familien als die einzigen Schätze schildern, die man

im

im gesellschaftlichen Leben sammeln soll, und bei denen man sich besser befindet, als bei Ueberfluß und Reichthum. Er muß dem Volk begreiflich machen, daß unsere Regenten durch Milde und segenvolle Thaten uns so glücklich zu machen bemühet sind, als es hienieden möglich ist; daß wohlthätige, weise Gesetze immer ihr Augenmerk seyen, daß es aber unmöglich seye, das Wohl jedes einzelnen Menschen besonders in das Aug zu fassen, wohl aber einem Jedem, auch dem Geringsten frey stehe, sich wider jeden Druck der Ungerechtigkeit zu beklagen, und Genugthuung zu hoffen; daß bei manchem Gesetze, welches für das Ganze wohlthätig ist, einige Privatmenschen verlieren müssen, daß unentbehrliche Aufwände zur Beschützung und Leitung des Vaterlandes auch manche Abgaben unentbehrlich machen, und als eine Auslage betrachtet werden müssen, wodurch man sich die Ruhe seines Vaterlandes und die Sicherheit seines Eigenthums erkaufet. Kurz, wenn der Seelsorger je ein weites Feld vor sich gehabt hat, wo er seine Weisheit zu Erhaltung der Zufriedenheit seines Volkes auf eine auszeichnende Art benützen müßte, so sind es unsere

Tage.

Tage. Und — entsprechen alle Volkslehrer ihrer Pflicht, so wird unser liebes Deutschland fern von dem politischen Schwindel bleiben, der eines der glänzendsten Königreiche zu einen Eiland gemacht hat.

***

Der Küster an ein in Jahren äusserst ungleiches Brautpaar.

Sie rosenroth — Er todtenblaß —
Sein altes Aug entzücket — und ihres naß —
Er fern vom Grab noch einen Schritt —
Und sie ein Veilchen, kaum verblüht. —
In Wahrheit so ein drolligt's Paar,
So'n junges Kind, so'n alter Narr
Stand nie bei uns an dem Altar,
So lang ich Küster war.

***

Als die Handwerkspursche in Weindorf die Emilia Galloti aufführten.

Wenn Menschen sich Beschäftigungen weih'n,
Wo ihrem guten Willen Kräfte fehlen,
So werden sie sich an den Pranger stellen,
Und Unsinn wird man ihnen nie verzeihn.

Braucht Lessing einst ein neues Kleid,
Und, wenn er etwa ein Paar Stiefel will,
So ist's mir nicht für euer Machwerk leid:
Doch allzeit für sein Trauerspiel,
Wenn Schuster, Schneider sich in unsern Tagen
An Marinelli und Galloti wagen.

XLIII.

Der Mann hat den Muratori von der wahren Andacht gelesen. Man kann ihms zu guten halten, daß er sein Volk mit den Ideen des grossen Mannes bekannt machet. Vielleicht dürfte man ihm sogar Nachfolger wünschen.

Eine Predigt am Tage aller Heiligen.

Er öfnete den Mund, und lehrete sie.
Bey Math. am 5ten Kapitel.

Das heutige Evangelium ist eine Glückseligkeitslehre, die der Herr Jesus seinen Jüngern am Berge vortrug. Er sprach aber hier nicht von der Glückseligkeit dieses Lebens, sondern von derjenigen, die die Heiligen Gottes in dem ewigen

gen Vaterlande geniessen, gab auch einen getreuen Fingerzeig, wie man diese Glückseligkeit erwerben könne und müsse.

Die Bestimmung gerade dieses Evangeliums auf den heutigen Tag ist sehr zweckmässig meine Lieben! Die Kirche setzte einen Tag im Jahre fest, an welchem sie das Gedächtniß aller derjenigen feyern will, die dem ersten Ziel und Ende des Schöpfers zufolge nach einem in dieser Welt mit Würde vollendeten Leben zur ewigen Anschauung gekommen sind, indem sie im Jahre der Tage lang nicht genug hat, um mehrern Heiligen insbesondere einen Tag zur öffentlichen Gedächtniß anzuweisen. Mit dieser Feyerlichkeit nun verbindet sie gerade das Evangelium, welches uns unterrichtet, auf welchem Wege alle diese glückliche Geschöpfe ihre Seligkeit erreichet haben. Wenn sie einerseits die Absicht hat, an diesem Festtage die Glaubigen zur Verehrung aller Heiligen aufzufordern, so will sie auf der andern Seite uns belehren, wie wir ebenfalls Heilige werden können.

Um dieser Absicht zu entsprechen, werde ich Ihnen liebe Zuhörer heute zeigen

I. Die Gränzen, auf welche sich die Verehrung der Heiligen einschliesset;

II. Die Laufbahne, an welcher die wahre Nachahmung der Heiligen zu finden ist.

I.

Welche Begriffe muß der Christ vermög seinem Glauben von der Verehrung der Heiligen haben? Er muß den Mittelweg gehen. Es ziemt uns, die Heiligen zu ehren; a) nicht zu wenig, b) aber auch nicht zu viel.

Nicht zu wenig. — Die Heiligen sind Freunde Gottes. **Sie sitzen bei Gott in ihrer Herrlichkeit, weil sie dessen würdig sind. Sie haben ihren Lauf vollendet, Treu und Glauben gehalten, ihnen war die Krone der Gerechtigkeit vorbehalten, die ihnen Gott der gerechte Richter aufgesezet hat.** Sollen sie in dieser Rücksicht nicht unser frommes Andenken verdienen? Darf sich der Enkel bei dem Portrait seiner erlauchten wackern Ahnen erfreuen? Ja wohl! Und — uns soll es nicht erlaubt seyn, es soll einen Gott herabwürdigen, der sie durch seine Gnade so groß gemacht

hat,

hat, wenn wir jenen Ehrerbietigkeit erweisen, die mit dem Unendlichen in dem Himmel wohnen; wenn wir bei den Bildern, die sie vorstellen, uns ihrer in Ehren erinnern, uns in ihrer glücklichen Vollendung freuen, ihm dafür danken, ihm, durch dessen Gnade sie zu dieser Vollendung gekommen sind? Von welcher Seite wäre hier die Ungereimtheit?

Und soll uns ihre Vorbitte bei dem lieben Gott auf gar keine Weise ersprießlich seyn können? Steht es denn nicht geschrieben (Jak. 5. K. 16. V.): **Das ununterbrochene Gebet des Gerechten vermag viel:** Und — Wenn dann das Gebet eines Gerechten, der noch in diesem Erdenleben ein schwächlicher, gebrechlicher, unvollendeter Mensch ist, viel vermag, soll das Gebet eben dieses Gerechten, wenn er nach seinem Tode zu der Anschauung Gottes gelanget, innerst mit dem höchsten Wesen durch eine unaufhörliche Liebe vereiniget wird, nichts vermögen; soll zwischen der triumphirenden und streitenden Kirche keine Gemeinschaft da seyn, die wir doch in dem apostolischen Glaubensbekenntnisse so laut ausdrücken? Hat sich nicht der Apostel Paulus in

seinem Sendschreiben an die Thessaloniћer (Thessal. I. c. 5. v. 25.), und an die Hebräer (Hebræ. c. 15. v. 18.) dem Gebete der Frommen und Gerechten empfohlen? Sind denn die Gerechten in ihrer himmlischen Vollendung vor Gottes Angesicht minder angesehen, als sie es noch in ihrem sterblichen Fleische waren?

Hören Sie meine Lieben, was die allgemeine Kirchenversammlung von Trient allen Bischöfen, und jenen, denen das Amt, das Volk zu unterrichten obliegt, selbem mit Fleiß und Sorgfalt beizubringen befiehlt. „Die Heiligen sind mit „Christo Jesu in dem ewigen Himmelreich ver„sammelt, sie bitten Gott den Allmächtigen für „die in der Welt Zurückgebliebene. Es ist da„her gut und nützlich, sie anzurufen, und, um „durch die Verdienste Jesu Christi, der allein „unser Erlöser und Seligmacher ist, göttliche „Wohlthaten zu erlangen, zu der Vorbitte der „Heiligen unsere Zuflucht zu nehmen. Die Fol„ge davon ist, daß jene, die dieses nicht zulas„sen; die es läugnen, daß die Heiligen für uns „vorbitten können, oder die da behaupten wol„len, daß die Anrufung der Heiligen ein Gö-

„ßen-

„ßendienst seye, und mit dem Worte Gottes
„nicht zusammengehe, und der Ehre des einzi-
„gen Mittlers Jesu Christi entgegen laufe, un-
„ächte Meinungen hege.“

Aber hier, meine Lieben, müssen wir auch stehen bleiben. Wir müssen, um die Heiligen zu verehren, nicht zu wenig, aber auch nicht zu viel denken. Wir müssen ihnen nichts beilegen, nichts zumuthen, was den ächten Glaubenssätzen und der klugen Denkungsart eines Katholiken entgegen ist.

Vor allen andern Dingen müssen wir uns hüten, einen Heiligen dem Andern vorzusetzen. Wir können freylich denken, daß bei Gott ein Heiliger mehrere Verdienste als der Andere hat. Die Sonne, sagt der heilige Paulus in seinem ersten Sendschreiben an die Korinther V. 41. und 42., hat ihren besondern Glanz, der Mond einen andern, und wiederum einen andern die Sterne, und die Sterne selbst sind in ihrem Schimmer voneinander unterschieden. Also — wird es in der Auferstehung der Todten hergehen.

 Doch

Doch diese Verschiedenheit der Verdienste, die die Heiligen haben, besteht nur in dem Angesichte Gottes. Nur er weiß, welcher seiner Jünger grösser in dem Himmelreich seye. Nur er ist Richter über jedes Verdienst. Menschen auf der Erde dürfen die Wichtigkeit der Heiligen Gottes vor seinen Augen nicht taxiren.

Wir müssen auch, um die Heiligen zu verehren, nicht den Dienst des wahren Gottes vernachlässigen, nicht auf die Festtage der Heiligen mehr halten, als auf die Festtage Jesu Christi, nicht in der Kirche den Tabernakel, woselbst das allerheiligste Sakrament verwahret, oder wohl gar ausgesetzet ist, vorüber gehen, und vor einem Bilde des Heiligen unsere Andacht pflegen, und über den Diener Gottes, auf diese Art, Gott selbsten gleichsam vergessen.

Wir müssen nicht den Bildern selbst, in soweit sie menschliches Machwerk sind, die Ehre erweisen, die sich nur auf die Heiligen, die in dem Bilde vorgestellet werden, beziehen kann. Noch vielweniger müssen wir diesen Bildern hier oder dort einige Wunderkraft zumuthen, und unter dieser Absicht zu diesen Bildern wahlfarten.

Ich

Ich kann es nicht läugnen, daß es rührend anzusehen ist, wenn das Volk manchmal an den Wahlfartsörtern in sichtbare Andacht, in Thränen und laute Seufzer ausbricht, daß ein solcher Anblick die Gegenwärtigen auferbauen und zur Andacht des Herzens stimmen müsse. Es kömmt aber im Grunde immer auf die wahre Richtung der Andacht an, daß sie sich auf Gott als die wahre Urquelle der Gnade, und auf die Heilige nur als Freunde Gottes und Vorbitter, die vor Gottes Angesicht in Vereinigung der Verdienste Jesu Christi Gnade gefunden haben, beziehe, und niemal bei dem Bilde selbst, es mag Gott, oder einen Heiligen vorstellen, stehen bleibe.

Wir müssen nicht glauben, daß gewisse Heilige bei Gott für dieses, Andere für etwas Anders als Vorbitter bestimmet seyen. Sie können Alle, und für all das, was der Gegenstand unsers Gebetes seyn soll, bei Gott vorbitten. Alle jene Sagen unter dem Volk, worin es heißt: **Dieser Heilige ist ein Viehpatron, jener bei dem Verlurst des Geldes, jener dort bei dem Verlurst der Ehre, dieser in Wasser —, jener in Feuergefahren, jene**

Heilige ist für die Augen —, eine andere für die Zähnschmerzen anzurufen. — — Alle diese Sagen sind — nur Sagen, hängen mit dem katholischen Glauben nicht zusammen, und sind größtentheils durch die Sinnbilder, und Zeichen veranlasset worden, die es den Mahlern aus der Lebensgeschichte der Heiligen manchmal mit Grunde, manchmal aus Laune dem Bilde beizufügen beliebet hat. Alle Heilige können für alle Menschen, und in allen Angelegenheiten bei Gott für uns bitten.

Endlich, meine Lieben, muß man nicht glauben, daß man sich durch die Verehrung der Heiligen entweder ihnen selbst, oder Gott wohlgefällig machen könne, wenn man nicht christlich lebet. Ja im Grunde besteht die wesentliche Verehrung der Heiligen eigentlich nur in der Nachahmung ihrer Tugenden. Hier gerathe ich demnach auf die andere Wahrheit, die ich meinen Lieben heute vorzutragen beschlossen habe. Worin sollen wir die Heiligen nachahmen?

II.

Wir müssen, wie gesagt, an den Heiligen das Muster zu unserer Aufführung nehmen, ih-

re Tugenden müssen uns zur Nachahmung aneifern; a) nicht die außerordentlichen, b) sondern die alltäglichen.

Nicht die außerordentlichen. Unter den Heiligen giebt es Apostel, die in die ganze Welt ausgiengen, das Evangelium zu predigen. Ihr ganzes Leben war eine Reise durch die Welt, von einem Volke zu dem andern, um alle Menschen mit der Lehre Jesu Christi, mit dem Evangelium bekannt zu machen. Dieß ist nicht die Sache Jedermanns, und kann von uns größtentheils nur dadurch nachgemacht werden, wenn wir, so viel an uns ist, besorgt sind, daß es unseren Angehörigen an dem erforderlichen Unterrichte in der Glaubenslehre nicht mangle. Unter den Heiligen hat es Blutzeugen gegeben, die das Bekenntniß ihres Glaubens mit ihrem Martertod versiegelten, die zur Ehre der Religion Jesu Christi durch die verschiedensten, von der Grausamkeit erfundene Peinen an dem Altare des Glaubens geopfert worden sind. Die Religion ist keinen dergleichen Versuchungen mehr unterworfen, wiewohl es nicht zu läugnen ist, daß es in unseren Zeiten weit feinere Schlingen

 giebt,

giebt, womit die Gottesverläugnung unschuldige Menschen ohne Blutvergiessung zu verführen trachtet; wogegen man einen starken Glauben behaupten muß. Aber der Christ darf doch wenigst für seinen Glauben nicht mehr die Folterbank fürchten. Er darf nur mit der wahren Anhänglichkeit für die Lehre Jesu Christi in der Stille fortleben. Unter den Heiligen hat es Bekenner und Jungfrauen gegeben, die durch Abtödtungen, wofür es der Menschheit graut, durch Verlassung aller zeitlichen Güter, durch Ablehnung des ehlichen Standes eine Standhaftigkeit gezeiget haben, die nicht allen Menschen gegeben ist, und mit welcher, wenn sie allen Menschen eigen wäre, die bürgerliche Verfassung der Welt, das gesellschaftliche Leben, die Ordnung der Staaten, die Gesetzlichkeit des Eigenthums, der Flor der Reiche, die doch auch die Absicht des Schöpfers der Menschen sind, nicht bestehen könnten. Alle diese Muster sind mehr zur Bewunderung, als zur Nachfolge aufgestellet, und können und müssen von den Christen nur in soweit, als es ihr Stand und ihr Beruf zuläßt, kurz zu sagen, durch alltägliche Tugenden nachgemacht werden, die wir

an den Heiligen sehen, und wozu uns eben das heutige Evangelium die Summe anbiethet.

Selig sind die Armen im Geist. Gebrauchet eure Güter nach der Vorschrift des Evangeliums! Bindet eure Herzen nicht daran! Haltet das Gold nicht für euern Gott! Ihr könnet nicht zugleich Gott und dem Mamon dienen. Seyd mit den Schicksalen zufrieden, in die euch Gott versetzet hat! Wenn euch die Natur, der Zufall weniger Vermögen, als Andern gegeben haben, denket, daß es Gott sogestaltig gewollt habe, beneidet eure Brüder nicht, und seyd mit dem Apostel zufrieden, wenn ihr so viel habet, daß ihr euch und die Eurigen nähren und standesmässig kleiden möget!

Selig sind die Sanftmüthigen — Seyd duldsam, seyd gütig, seyd hold und freundlich, und lernet von euerem Heiland Jesu Christo, sanftmüthig, und herzlich demüthig zu seyn! Erhebet über unangenehme Ereignisse, deren dem Menschen in diesem Jammerthal unendlich viele aufstossen, kein Zettergeschrey! Nicht Zorn, brausende Klagen, Schimpfen, rasender Schmerz, sondern ein Zug des tiefen innerlichen Leidens,

verein-

vereinbart mit sanfter Ertragung müsse euch des menschlichen Mitleidens und des göttlichen Beifalls würdig machen! Seyd höflich, zuvorkommend in der Ehrerbietung gegen jeden, der der Ehrerbietung würdig ist, und beweiset, daß euer Herz unendlich von gewaltsamen Umtrieben, und euer Kopf rein vom Stolz und Hochmuth seye!

Selig sind die Trauernden. — Seyd nicht schadenfroh! Nehmet Antheil an den Leiden euerer Brüder! Ihr Unglück, ihre Kränkungen müssen euch niederschlagen, und das sanfte Mitgefühl bei ihren harten Schicksalen müsse ihr erster, ihr stärkster Trost seyn! Die Erinnerung euerer eigenen Sünden, und so vieler Sünden der Welt soll übrigens der würdigste Gegenstand euerer Traurigkeit seyn! Die Erinnerung der Beleidigungen, der unendlich vielen Beleidigungen eines so liebenswürdigen, eines so überaus guten Vaters, der im Himmel ist, müsse euch mehr betrüben, als alle unglückliche Ereignisse, welche euch, eueren Anverwandten und lieben Freunden begegnen können!

Selig sind, die nach Gerechtigkeit Hunger und Durst fühlen. — Gebet jedem

das,

das, was ihm zugehöret, lasset jedem das, was sein eigen ist! Wirket nach allen eueren Kräften mit, daß Niemand in seinen Habseligkeiten gekränket werde! Auch die Ehre euers Bruders sey euch ein unverletzliches Heiligthum, das ihr weder für euch selbst antasten, weder ungerochen von Andern sollet antasten lassen! Redet ein Wort zu seiner Zeit, um den Verdiensten eurer Mitmenschen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, oder ihre Schande zuzudecken, wenn es bei euch steht!

Selig sind die Barmherzigen. — Erbarmet euch der Dürftigen, nehmet euch der Nothleidenden thätig an! Sehet liebe Brüder! Wenn ihr reich seyd, wenn ihr vollauf habet, hat euch die Vorsicht in diesen Stand versetzet, damit ihr mittheilen, helfen und erquicken könnet. Ihr seyd zu Ausspendern aller guten Gaben, die von oben herab kommen, bestimmet.

Selig sind, die eines reinen Herzens sind. — Beobachtet eine standesmässige Keuschheit! In eueren Worten, in eueren Gebärden soll nichts Anstössiges erscheinen, was die Unschuld ärgern kann, und eben so wenig soll sich

euer

euer Kopf mit unreinen Bildern und euer Herz mit Begierden abgeben!

Selig sind die Friedfertigen. — Seyd nicht voreilig zu Mißverständen, nicht geneigt zu beleidigen, nicht einbilderisch, um euch leicht beleigen zu lassen, seyd in Rechtsführungen bescheiden, unerhitzt und gelassen, lasset euch leicht finden, um euch Genugthuung zu geben, wenn ihr beschädiget seyd, seyd urbiethig zu Versöhnungen! Murret nicht gegen die gesetzliche Obrigkeit bei Anlagen und Verfügungen, seyd gerne der Obergewalt gehorsam, und erhaltet in eurer Gemeinde den lieben Frieden gegen die Vorgesetzte und untereinander durch euer auferbauliches Beispiel!

Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen Verfolgung leiden. — Unterlasset nichts Gutes, und begehet nichts Uebels, um den Menschen zu gefallen, und ihren ungerechten Unwillen zu vermeiden! Wenn ihr das Bewußtseyn rechtschaffen gehandelt zu haben, und daß Gott euer Freund sey, habet, muß es euch um nichts in der Welt feil seyn.

Diese sind die ordentlichen Wege, auf welchen die Heiligen Gottes ihre Seligkeit bewirket haben. Gott belohnet auch ihre außerordentlichen Tugenden. Aber er hat uns in dem heutigen Evangelium nur die alltäglichen vorgeleget, die wir alle samt und sonders auszuüben im Stande sind. An euch liegt es lieben Freunde für diese Ausübung zu sorgen, und auf diesen Wegen der vorgezeichneten Rechtschaffenheit euch für dieses und das künftige Leben Ehre, Glück und Heil zu erwerben. Amen!

XLIV.

Ein Lesekabinet am Lande.

Den Lesern dieser Blätter ist es bereits bekannt, daß Isidor Selig keiner von jenen seltsamen Menschen war, die einen Landmann ein wenig über sein Rindvieh erhoben wissen wollen; denn daran liegt, daß er in seiner Dummheit bleibe, um ungerochen gerupft und gebalgt zu werden. Er sah die Aufklärung des gemeinen Mannes als die größte Wohlthat an, und er war ferne von der Art jener ärmlichen kleinen

Seelchen, die bei dem Wort Aufklärunng zusammenfahren, weil sie unter diesem heiligen Worte durch ihre Ueberspannung nichts mehr und nichts weniger denken, als Unglauben, und Rebellionsgrundsäze, somit auch dafürhalten, daß es besser seye, wenn der gemeine Mann nichts von alle dem verstehe, was ihn über die Gränze seines Kohlerglaubens erhebe, um ihn nicht zum Kezer zu machen, und daß er gar keinen Begriff von Recht, Billigkeit und Verhältnissen des Staates erhalte, um nicht seinen Herren ungehorsam und auffessig zu werden. Er hielt vielmehr dafür, daß das Wohl des Landmannes, und seine Treue gegen den Landesfürsten sowohl als die Gewogenheit gegen seine Herrschaft in jenem Grade steige, in welchem er von seinen Pflichten unterrichtet wird, die Welt und ihre verschiedene Verhältnisse kennen lernt, und in nüzlichen Begriffen von allen Dingen gebildet wird. Es kann mitunter, sagte Isidor Selig, manchmal freylich geschehen, daß ein Bauer, der ordentlicher, als seine Nachbaren, zu denken anfängt, den Druck wahrnimmt, welchen er von Seite seiner Herrschaft oder der herrschaftlichen

Beam-

Beamten bis nun ruhig ertragen hat, weil er sein Recht nicht kannte, den Kopf in die Höhe trägt, seine Maßregeln gegen den Druck ergreift, die Rechte zu behaupten beginnt, und der Allgewalt gewisser sehr kleinen Despoten durch Klagen und Anzeigen einen Damm setzet. Es kann so gar geschehen, daß ein Bauer, der sich aus der gewöhnlichen Dummheit seiner Nachbaren herausarbeitet, sich mit Lesen abgiebt, falsch berathen wird, und, indem er ein unruhiger Kopf ist, die grundlosesten Händel und Prozesse veranlasse, seine Nachbaren chicanire, der Herrschaft aus übel verstandenen Grundsätzen die Gaben verweigere, die Stellen mit Klagen überlaufe, und unnütze, kostspielige Untersuchungen erwirke. Allein soll man darum, weil gewisse Leute die Kenntnisse mißbrauchen, alle Menschen in der Unwissenheit lassen, und giebt es nicht Mittel genug, solche angemaßte Friedensstöhrungen hindanzuhalten, so übel berathene Tollköpfe in die Gränzen ihrer Unterwürfigkeit zurückzuweisen! — Soll man wohl auf der andern Seite durch die Erhaltung der Dummheit am Lande der Despozie, der Habsucht und Ungerechtigkeit mancher

Herrschaft patroziniren, damit sie mit dem einfältigen Teufel vom Bauer ihr Spiel nach Belieben treiben kann! „Nein, sagte Isidor Selig oft, Nein! Der Bauer soll so weise gemacht werden, als es seine Talente erlauben, „und seine Umstände es erfordern! Ist er nicht „Mensch, wie andere Menschen, sehr oft mit „mehreren Seelenfähigkeiten begabt, als der dumme Junker, dem sein Jagdhund mehr, als der „Unterthan, am Herzen liegt? Ist es nicht Unglücks genug für ihn, daß ihn der Zufall in „die Klasse von Menschen stellte, die ausser dem „Bißchen Brod, und dem übrigen höchst unentbehrlichen Lebensunterhalte selten etwas Uebriges haben; sollen wir ihn auch verdammen, „aller Mittel zu entbehren, die ihn in seiner „Klasse zu einen wohlhabenden Menschen machen können? Sind denn Oekonomie, Industrie nicht Dinge, die zwar wohl nur in der „Praxis die beßten Wirkungen für den Flor eines Landes hervorbringen, aber doch durch „Theorie und gute Anweisungen eben in der Praxis selbst raffinirt werden können? Erlaubet „man jedem Handwerker sein Studium, um sich

„in

„in seiner Profession zu vervollkommnen, warum
„soll dann gerade der Landmann durch mitge-
„theilte Erfahrung, durch Aufweckung nützlicher
„Ideen nicht klüger gemacht werden dürfen, sei-
„ne Wirthschaft zu verbessern, seine Produkten
„zu vermehren und zu veredeln, die zum Wohl
„des Landes, zur Nahrung gehören, da die
„Produkten der Professionisten, so, wie sie ver-
„feinert werden, oft nur den Luxus zu beför-
„dern geeignet sind? Es ist doch wohl eine bäu-
„rische Seele so viel werth, als eine bürgerli-
„che, und eine adeliche. Wir wünschen doch al-
„le, daß auch unter dem Bauernvolk Sanft-
„muth, Geduld, Redlichkeit, Nächstenliebe,
„Verträglichkeit, Höflichkeit verbreitet werde, und
„wie können wir dieß wünschen, ohne zu wollen,
„daß das Volk dazu Behelfe habe, wie können
„wir dieses wünschen, und doch verlangen, daß
„man den Bauer in seiner Dummheit stecken
„lasse, daß er nicht lesen und schreiben können
„solle, daß ein Buch in seiner Hand der Wi-
„derspruch seines Berufs seye! Stellen wir uns
„nur zwey Bauernhäuser vor, in deren einem
„der Hausvater und seine Kinder lesen können,

 „und

„und zweckmässige Bücher haben, was in dem „andern ganz mangelt! Da werden wir sehen, „daß in dem erstern an manchem Ruhtage, an „manchem Winterabende dem Gesinde etwas „Nützliches vorgelesen wird, wovon, wenn schon „auch nicht alles, doch etwas in dem Gedächtniß „der Zuhörer zurückbleibt, und sie in manchem „Falle nach den erhaltenen besseren Kenntnissen „zu handeln bestimmet. Nicht selten wird das „Gesind eines solchen Hausvaters so sehr für „das Vorlesen eingenommen, daß es die Stun- „de der Vorlesung nicht erwarten kann, und „nach und nach von mancher seiner Untugenden „und Ausschweifungen zu besserer Denkungsart „zurückgeführet wird. Im letztern Hause hinge- „gen herrscht, weil nichts vorgelesen werden „kann, an den Ruhtägen die lange Weile. Da „werden die Augenblicke zu Stunden, und ent- „weder mit unnützen, oder wohl gar ärgerlichen „Gesprächen getödtet. Das Gesind, was noch „schädlicher ist, erhält sich auch größtentheils „nicht an solchen Tagen im Hause, suchet Un- „terhaltungen, Gesellschaften, Spiele, Tanzplä- „ze, verschleudert sein Geld und seine Tugend."

Diese

Diese Grundsätze waren es, die den Isidor Selig bestimmten, alles zu unternehmen, um dort, wo er war, die Schule dem Bauernvolk angenehm zu machen. Er verwendete selbst von seinem Vermögen vieles daran, um die Lehrer und die Schüler zu denjenigen wechselseitigen Fleiß zu ermuntern, der zwischen dem Lehrer und den Schülern bestehen muß, um eine blühende Schule zu bilden. Er sagte in seinen Predigten, in seinen Katechesen am Lande, in seinen Privatzusammenkünften so viel von den Vortheilen der Schulanstalt, daß die nahe gelegenen Bauern ihre Kinder fast durchgehends in die Schule schickten, und die Entferntern die ihrigen im Markte unterzubringen suchten, damit sie Gelegenheit gewännen, den Vortheil des Schulgehens auch auf ihre Haushaltungen zu bringen. Es war die Zahl dieser Kinder nicht klein, weil die Bauern dieser Gegend in gutem Vermögen standen. Auch nahm der Dechant von einigen entlegenen Aermern die Kinder über Mittag zu sich in sein Haus, und verköstete sie, behielt auch manches Kind, das gar zu fern von der Schul zu Haus war, ordentlich über Nacht, und es geschah nicht

 selten,

selten; daß er bei gäh eingefallener übler Witterung 6 bis 7 Kinder in seinem Haus behielt, um sie keinem Ungemach und keiner Gefahr auszusetzen. Es war ein eigenes Zimmer zur Bewirthung dieser kleinen Gäste bestimmet, wo er sich mit ihnen manchmal eine Stunde besprach, und ihre Fähigkeit mit Gesprächen und Erzählungen aufzuheitern suchte.

Dieses alles aber genügte ihm nicht. Er unterhielt ein ordentliches Lesekabinet für seine Pfarrkinder, wovon sowohl die Bürger im Markte, als die Bauern am Lande profitirten. Er hielt sich verschiedene Zeitungen, aus denen er und seine Kapläne das Nützlichste für den Bürger und Bauernstand aus den Intelligenzblättern und Anzeigen vormerkten. Es war allgemein in der Pfarr bekannt, daß bei dem Dechant alle Sonn- und Feyertäge, Vormittag nach Ende des Gottesdienstes, Nachmittag nach der Christenlehre, bei schlechtem Wetter und zur Winterszeit in dem Gesindezimmer, zur Sommerszeit und bei gutem Wetter in dem Garten, freyer Zutritt seye. Da versammelten sich denn Bürger und Bauern. Der Dechant las ihnen manchmal einen Artikel

tikel aus den Weltbegebenheiten vor, besonders wenn einige schöne Handlungen vorkamen, die zur Nachahmung aufmunterten. Manchmal machte er sie mit traurigen Ereignissen bekannt, um sie vor Gefahren zu warnen. Jedesmal brauchte er bei seinen Konferenzen die Kunst der Anwendung, und der Warnungen, und suchte sein anwesendes Auditorium durch Bemerkungen froher über das Leben, zufriedener mit seinem Stand, weichherziger gegen den Nebenmenschen, klüger für die Haushaltung, gefälliger und geschmeidiger gegen die Vorgesetzten und Obrigkeiten zu machen. Ueber manchen ökonomischen Artikel eines Journals, den er ihnen mittheilte, forschte er nach ihren Erfahrungen, und hörte ihre Meinung, ob ein ähnlicher Versuch in diesem Klima, bei dieser Gleba anwendbar seye, und nicht selten erfuhr er, daß mancher Journalist und sein Projektenmacher eh bei den Bauern in die Schule gehen solle, eh er etwas, was sich nicht realisiren läßt, in die Welt hinein schreibt.

Bei diesen Gelegenheiten brachten dem Dechant jene, denen er etwas geliehen hatte, die

Bücher mit Dank zurück, und batten wiederum um andere. Er hielt eine ordentliche besondere Bibliothek mit der Aufschrift: **Lesekabinet für meine Pfarrkinder.** In dieser Bibliothek sammelte er alle möglichen Volksschriften, und Erziehungsbücher, und er hatte sich so viele genaue Kenntniß von seinen Pfarrkindern erworben, daß er ihnen gerade nach ihren Fähigkeiten und Bedürfnissen zweckmässige Bücher zu lesen gab. Er hielt über diese ausgegebene Bücher ein ordentliches Verzeichniß, damit keines verschleppet werden konnte. Jeder mußte für das Buch haften, das er bekam. Diese Anstalt war bei dem Volk so beliebt, daß es eine ordentliche rage war, davon zu profitiren, und da es bekannt wurde, daß der Dechant in seinem Testamente verordnet habe, daß diese Bibliothek zu ewigen Zeiten bei dem Pfarrhof verbleiben, und zu den allgemeinen Gebrauch der Pfarrkinder offen seyn solle, erhielt er hin und wider kleine Beiträge, wie ihm dann unter Anderen Graf Weller alle Jahre 6 Dukaten anschafte, um neue zweckmässige Bücher zu erkaufen, und etwa abgenützte und unbrauchbar gewordene neuerdings herbeyzu-

schaf-

schaffen. Der oben angeführte Graf hatte an dieser Anstalt so viel Behagen, daß er samt seiner Famille nach dem Gottesdienst den gewöhnlichen Konferenzen beiwohnte, und den Dechant versicherte, daß er sein Haus nicht mehr betretten würde, wenn er sich durch seine Gegenwart im mindesten stöhren lassen wollte, mit seinen Pfarrkindern gerade so umzugehen, als ob er nicht gegenwärtig wäre. Er mischte sich auch häufig in diese Unterredungen, indem seine Famille sich im Garten, oder am Klavier des Dechants unterhielt, nnd, da er in seinen Gesandtschaften außerordentliche Kenntnisse sich eigen gemacht hatte, machte er so manche Bemerkungen über Dinge, die dem Volke, wie dem Dechant neu und unerwartet waren, erzählte von ausländischen Produkten, der Wirthschaftsart, den Sitten und Gebräuchen so viel Unterhaltendes, daß eine Stunde, wie eine Minute vergieng.

Selbst aus fremden Pfarren kamen manchmal Leute nach Weindorf, mischten sich unter die Gemeinde, und wohnten diesen Zusammenkünften bei. Der Dechant bemerkte solches, und gab bei jeder Gelegenheit zu verstehen, er wünsche,

daß jedes Pfarrkind seinem ordentlichen Gottes-dienste beiwohne. Er gab auch solchen Auswärtigen manchmal ein Buch, wenn sie ihn darum batten, aber er prägte es ihnen allemal bei solchen Gelegenheiten ein, daß sie dadurch ja nicht veranlasset werden sollen, den ordentlichen Gottesdienst zu Haus zu versäumen, und ihre Seelsorger geringer zu schätzen, und drohete ihnen, seine Bücher zu verweigern, falls sie seinen Erinnerungen nicht Gehör gäben. Sie mußten ihm die Bücher ausser der Gottesdienstzeit an anderen Tägen, oder doch Nachmittag bringen, und dann gab er ihnen andere, auch litt er nur diejenigen Auswärtigen bei seinen Konferenzen, bei denen es ein Zufall war, daß sie eben an diesem Tage nach Weindorf kamen.

Bei aller dieser Vorsicht ermangelte man nicht, hie und da über diese Einrichtung und Benehmung des Dechants schiefe Gesichter zu machen. Es gab einige Kollegen in der Nachbarschaft, die sich betroffen fanden, daß man den Eifer pries, mit welchem Isidor Selig das Wohl seines Volkes beförderte. Die Menschen sind schon so. Einerley Beruf setzt weder einerley Fähig-

keit,

keit, weder die nämliche Bereitwilligkeit voraus, dem Beruf genug zu thun. Manche der Herren Kollegen meinten, es seye zu viel gethan, was der Dechant in Weindorf that: andere Gemeinden würden auch von ihren Vorstehern ähnliche Dienstleistungen fordern, die sie nicht leisten könnten. Doch erkannten sie im Grunde, daß die Sache an sich selbst lobwürdig seye. Diese waren die unschuldigsten Gegner unsers Isidor Selig. Es gab boshafte Spötter, die es lediglich nicht vertragen konnten, daß die Verwendung eines Mannes aus ihrem Mittel, um sein Volk glücklich zu machen, den lauen Dienst beschämte, den sie der Kirche leisteten.

Es entstand ein Komplot gegen den ehrlichen Mann. Er erhielt an der Post eine Addresse, unter welcher einige sarcasmen lagen, die man ihm zuschickte, um ihn von seinem Eifer zu heilen. Ich will hier eine Liste von Sottisen geben, die man dem Herrn Dechant in dem Paquet zuschickte.

Erste Sottise.

„Unterzeichneter hat ein Pfarrkind, welches „durch die Mittheilung einiger Bücher aus der

„Pfarr-

„Pfarrbibliothek bereits so gelehrt worden ist,
„daß es einen Folianten über die raffinirten
„Pflichten der Seelsorger schreibet, die das Ge-
„neralseminarium hervorgebracht hat, und da
„es dieses Werk gerade dem Herrn Dechant von
„Weindorf zu dediziren wünschet, vor lauter Ar-
„beit aber an dem Ende dieses Werkes nicht
„wohl dazu Zeit hat, von seinem Mäzenaten die
„Erlaubniß zu begehren, daß es seinen Namen
„samt dem Portrait dem Werke voraussetzen
„darf, so hat es dem Unterzeichneten die Kom-
„mission gegeben, sich dießfalls an den Herrn
„Dechant zu verwenden.

„Petronius."

Zweyte Sottise.

„Mit Zeitungsblättern und Journalen
„Erziehungsschriften und dergleichen mehr,
„Wirst du Gelehrsamkeit den Bauern allen
„Eingiessen, eigen machen. Welche Ehr!
„Welch Vortheil! Doch man flüstert sich schon in die Ohren,
„Die Müh sey nicht für dich, wohl für dein Volk verlohren,

„Du

„Du machtest aus den Bauernseelen Affen,
„Um dir ein Kreuzlein auf die Brust zu schaffen.

„Versicularius."

Dritte Sottise.

Siste. Viator.
Exiguo. hoc. tumulo. reconditur. magnum.
Ecclesiæ. lumen.
Isidorus. Selig.
Sacerdotum. Parochorum. Decanorum. optumus,
Cujus. Continua. ad. Deum. oratio.
erat.
Gratias. tibi. ago. quia. non. sum.
Sicut. Ceteri. homines.
Notus. ubique. cujus. laudes.
cantabuntur. in. novissimum.
diem.
Pastorum. unicus.
qui. sapientiam. qua.
inflabatur.
fæci. populi. invexit.
Areopagum. stabulo. fundavit.
Musas. stultitiæ. copulavit.
Huic.
Monumentum. hoc. grati.
animi. testem.
posuere.

Ante-

Antesignano. suo.
viduati.
mæstissimi. Philosophi.
Weindorffenses.

Ich schäme mich, noch ein Paar solcher Pasquille, die in dem Paquet enthalten waren, meinen Lesern aufzutischen, mit der Ueberzeugung, daß es ihnen bereits höchst unerträglich geworden seye, zu sehen, wie Neid und persiflage auch den beßten Mann nicht verschonen, wenn laue Menschen durch grosse Beispiele ihrer würdigen Amtsbrüder beschämet werden.

Man muß das Benehmen in dieser Sache, welches Isidor Selig geäussert hat, wissen, um gegen seine Neider die Verachtung vollends zu fühlen, die sie verdienen. Sein zweyter Kaplan war so geschickt, durch Nachspührungen an der Post und anderen Wegen auf die gründliche Vermuthung des Ortes zu kommen, wo dieses Paquet aufgegeben worden ist. Sogar die Weibsperson war schon entdeckt, die das Paquet dem Botten zu ** in die Hände gab, um es an die nächste Poststazion zu liefern. Aber der diesen geschickten jungen Mann bei seiner Freundschaft beschwor,

die Nachforschung nicht weiter zu treiben, war Isidor Selig. „Werden die guten Herren, sag„te er, weniger meine Feinde werden, wenn wir „sie entdecken, und der Strafe des Pasquils „ausliefern! Ist es zu ihren Betten, daß sie „beschämet werden, wohl! — Lasset uns in „dem Guten fortfahren, das sie tadeln, damit „sie sehen, daß sie standhafte Menschen gelä„stert haben, die ihres Spottes nicht achten etc.“

XLV.

Lustig in Ehren, kann Niemand wehren.

Eine Fastnachtspredigt.

Sehet! Wir ziehen nach Jerusalem, und es wird alles vollendet werden, was die Propheten von dem Sohne des Menschen geschrieben haben. Er wird den Heiden überliefert werden. Man wird ihn beleidigen, geisseln, und verspeien. Bei Luk. am 18ten.

Gerade an dem Sonntage, welcher der vierzigtägigen Fasten vorgeht, wird der Theil des Evangeliums, worin Jesus Christus seine Leiden

den und seine Hinrichtung vorsaget, sehr zweckmässig den Christen vorgelesen; denn es ist nicht nur allein sehr erspriesslich, durch die Erinnerung dessen, was Jesus Christus für uns gelitten hat, uns die Beschwerlichkeiten, die uns die Enthaltsamkeit von gewissen Speisen, und der Abbruch an ordentlicher Nahrung verursachen kann, erträglich zu machen, sondern es ist auch sehr heilsam, durch solche Betrachtungen die Christen in diesen letzten Tagen des sogenannten Faschings, in welchem man sich häufiger zu ergötzen pfleget, eine gewisse Warnung beizubringen, daß sie die menschliche Unterhaltung nicht mit Sünden und Lastern entstellen, die dem Herrn Jesus so vieles Blut gekostet haben. Ich werde mich in meinem heutigen Vortrag von diesem Gegenstand um so weniger entfernen, da die christliche Moral über die Freuden der Welt, die so häufig und täglich genossen werden, wahrhaftig öfter in die Frage kommen soll.

Man muß bei diesem Gegenstand, um das Wahre zu treffen, gleich weit von der finstern Denkungsart der Welthasser, nnd von den lockeren Grundsätzen förmlicher Weltkinder entfernt

seyn, deren die Ersteren jede Freude der Welt verdammen, die Letzteren aber jede Vergnügung ganz und Gäbe machen wollen. Ich werde meinen Zuhörern in einem angenehmen Mittelweg zeigen, daß

I. Man die unschuldigen Freuden der Welt ungerochen geniessen könne, und daß es

II. Gewisse Gränzen gebe, ohne welche die Freuden der Welt ihre Unschuld verlieren.

I.

Den Genuß der unschuldigen Freuden der Welt rechtfertigen

a) Unsere Schöpfung,

b) Das Beyspiel unsers Erlösers,

c) Die Pflichten des Christenthums.

Die hauptsächlichste Absicht, aus der uns der Ewige erschaffen hat, war wohl nur, daß wir einst mit ihm in einem bessern Leben eine ewige Glückseligkeit geniessen sollen; denn wäre die Wohlfart und die Freude hienieden für uns sein erster Zweck gewesen, so würden wir keine unsterbliche Seele erhalten haben, die aus ihrer Natur eine höhere Glückseligkeit wünschet, als

diejenige ist, die sich uns in diesem Thal der Zähren darbiethet. Inzwischen ist doch unser Erdeleben, die Zeit unserer Pilgerschaft, nicht ganz freudeleer, und der Schöpfer wollte auch nicht, daß wir der unschuldigen Freude gram seyn sollen.

Als Gott den ersten Menschen schuf, setzte er ihn nicht etwa in eine finstere Berghöhle, damit er daselbst sein Loos, Mensch geworden zu seyn beweinen solle. Nein! Er setzte ihn in einem Paradies der Wollust nieder. Er erschuf zu seinem Gebrauch alle heilsam, erquickende Pflanzen, die schmackhaftesten Früchte der Bäume, Blumen und Rosen, an deren Farbe sich das Aug und der Geruch ergötzen soll. Sein Aufenthalt war ein Lustgarten, wo er von dem Gesang aller Gattungen der hundertfältig verschiedenen Vögel in den Schlaf gesungen werden solle. Er erschuf nicht nur allein die Thiere der Erde, sondern auch jene der Gewässer zu des Menschen Nahrung, Dienst und Bequemlichkeit. Wie? Soll Gott alle diese Dinge dem Menschen gegeben haben, daß er sie nicht geniessen, durch ihren Anblick und Genuß sich nicht erfreuen solle? Gerade das Gegentheil. Eine einzige Frucht ver-

bot

bot der Ewige den ersten Menschen, und alles Uebrige ward ihm preisgegeben. Ueberhaupt meine Christen müssen wir an der Verfassung unsers Herzens die Erfahrung machen, daß es von der Natur für Freude geschaffen seye, daß es einen angebohrnen Hang habe, alles von sich zu entfernen, was es niederschlagen, traurig machen und betrüben kann, einen angebohrnen Hang, in traurigen Fällen sich durch fremden Trost aufheitern zu lassen, auch andere Menschen in ähnlichen Fällen aufzumuntern. Hätte uns wohl Gott durch die Natur so ein offenes, für Freude und Vergnügen empfängliches Herz können geben lassen, wenn er nicht wollte, daß wir unschuldige Freuden geniessen sollen, hätte er uns etwas geben können, um uns gerade schon durch dieses Geschenk zu Rebellen gegen seinen heiligen Willen zu machen! O nein meine Lieben! Gott und die Natur, spricht der Weltweise, machen nichts umsonst. Es ist so sehr die Absicht des Schöpfers, daß die Menschen sich unschuldige Freuden machen, weil sie ein frohes Herz haben, als es seine Absicht ist, daß sie Kenntnisse erlangen, weil sie einen Verstand besitzen.

Jesus Christus der Sohn Gottes wandelte mit den Menschen, er ist das wahre Muster geworden, nach dem sich der ewige Vater seine Menschen wünschet. Hat er uns wohl durch sein Benehmen Anlaß gegeben, zu denken, daß eine unschuldige Freude dem für ewige Glückseligkeit bestimmten Menschen nicht angemessen seye? Nein! Wir können das ganze Evangelium nachschlagen, so werden wir nirgends finden, daß er gegen unschuldige Freuden der Welt losgezogen wäre. Auch sein Beispiel lehrete uns nicht, daß wir im Genusse einer unschuldigen Freude den Erschaffer aller guten Dinge beleidigen würden; denn auch er ließ sich von verschiedenen angesehenen Personen seines Volkes zu Gast bitten. Er erschien an der Hochzeit zu Cana in Galiläen, und, da den Hochzeitgästen der Mangel an jenem Getränke aufstieß, von dem die Schrift selbst saget, daß es das Herz des Menschen fröhlich mache, half er diesem Mangel mit einem Wunder ab. Er war ein Freund von der Jugend. Er ließ die Freude seines Herzens über diese blühende Geschöpfe sichtbar werden. Er rufte sie zu sich, und begegnete ihnen mit aller Leutseligkeit. In seinen

Parabeln und Gleichnissen, worunter er seine ewige Wahrheiten versteckte, wählte er meistens die Bilder der frohen Natur, und des unschuldigen Genusses der Güter dieser Welt, um das Herz seiner Zuhörer durch diese Vorstellungen munter und fröhlich zu erhalten, und sie dadurch für den Begriff der beabsichtigten Wahrheit empfänglicher zu machen.

Selbst die Pflichten des Christen können also dem Genuß unschuldiger Freuden nicht mehr entgegen seyn, sobald das Evangelium diesen Genuß nicht verdammet, und Jesus Christus durch sein Beispiel denselben heiliget. Ich sagte aber, daß die Pflichten des Christenthums diesen Genuß sogar rechtfertigen, und gewiß meine Lieben! Ich sagte nicht zu viel; denn ich weiß, daß es Christenpflichten giebt, denen man nur alsdenn Genügen leistet, wenn man ein fröhliches Herz hat, ein Herz, das ganz für die unschuldige Freude offen ist. Oder — glauben Sie nicht meine Lieben, daß die Pflicht der Erziehung bei den Kindern, die gewiß schwer, groß und manchfältig ist, gerade nur von jenen Aeltern vollkommen erfüllet werden könne, die aus Völle der

Vaterfreuden alle die Beschwerden überwinden, die sich bei der Kinderzucht anbieten? Glauben Sie wohl, daß mürrische, finstere, jeder unschuldigen Menschenfreude feindselige Aeltern was anders an ihren Kindern erziehen werden, als eben solche Menschenhasser, oder eingefleischte Heichler? — Es giebt eine christliche Pflicht, der Kranken zu warten, die Unwissenden zu belehren; deren eine schwerer ist, als die andere, und denen man nur alsdenn entsprechen kann, wenn man ein Herz hat, das zur Freude offen ist, das, bei den schweren Unternehmungen auszuharren, sich durch diese oder jene kleine Erholung geschwind wiederum auslüftern, und stärken kann, um in seinem Beruf mit Treue und Unverdrossenheit fortzufahren. Insgemein liebe Zuhörer ist die Gabe, sich ganz in göttliche Dinge zu vertiefen, und ohne Ruhe, ohne Erholung immer den ewigen Gegenständen anzuhängen die außerordentlichste Gabe. Der ordentliche Mensch muß sich je zuweilen zerstreuen, um seine Fähigkeiten nicht zu sehr zu spannen, und im Dienste Gottes und der Tugend in Lauigkeit zu verfallen. Du betest weit andächtiger, wenn du

manch-

manchmal aussetzest, und deinen Geist durch die Unterredung mit einem angenehmen Freunde erheiterst, und dann wieder zu deinen Gebete kömmst; du bist zu allen deinen Berufsarbeiten und christlichen Pflichten munterer, aufgelegter, und geschmeidiger, wenn du deinen Leib mit einem erquickenden Schlaf gelabet, oder deinem Körper eine mässige Bewegung gegeben, und im Freyen die Herrlichkeit eines schönen Sommertages und einer reizenden Gegend genossen, oder in der Gesellschaft guter Freunde ein reinliches und genügliches Maal eingenommen hast. Du bekömmst neue Kräfte zu allem, was deinen Stand ziemt, wenn du entweder von einem Ort zurückkehrest, wo dir eine angenehme Musik das Herz gerühret, oder wo dir die Gesellschaft ehrlicher braver Menschen durch ein erlaubtes Spiel, durch zweckmässige Unterredung, kurz durch eine deinem Stande gebührende Unterhaltung Muth und Heiterkeit gegeben haben. Sich in einen Winkel setzen, über die bösen Zeiten heulen, alle Menschen mit einem steinernen Herzen als Schurken schimpfen, jede muntere Miene des Nebenmenschen, jeden Cercle froher Menschen richten und ver-

verdammen, ist selten oder nie Affekt des frommen Herzens, ist menschenhassender Müßiggang, ist nicht Wirkung des Christenthums, sondern pharisäischen Stolzes.

Allein es ist Zeit, daß ich dem Schutz, in den ich die unschuldige Freude nehme, Gränzen setze, und mich zu Vermeidung jedes Mißverstandes erkläre, was ich unter unschuldiger Freude verstehe.

II.

Daß der Genuß der Freuden dieser Welt in seiner Unschuld bleibe, muß er

a) Von einer guten Absicht

b) Von der Mässigkeit

c) Von allen übrigen Unanstössigkeiten begleitet werden.

Man muß jedes Ding zu dem brauchen, wozu es bestimmet ist. Man muß eine Sache, die nur Mittel ist, nicht zum Zweck machen. So wäre es thöricht, und äusserst gefährlich für das Menschenleben und für die Gesundheit, wenn ich aus Vorliebe zur Arzney mich immer aus den Apotheken nähren wollte, ohne, daß es die Zerrüttung meiner Gesundheit forderte. Die Arzney

ist

ist nur das Mittel, um eine gestöhrte Gesundheit wiederum herzustellen. Ich darf also das Mittel nur als Mittel, nicht als Zweck brauchen. Wenden Sie nun das meine Lieben auch auf die Freuden dieser Welt an! Unser letzter gemeinschaftlicher Zweck ist ewige Belohnung. Diesem letzten Ziele muß alles untergeordnet bleiben. Unsere ganze Beschäftigung muß nur Mittel seyn, jenen ewigen Zweck zu erlangen, somit auch der Genuß der Freuden der Welt. Wer sich also den Freuden dieser Welt überläßt, bloß wegen ihrer selbst; überläßt, weil ihm alles zuwider ist, was nicht mit solchen Freuden verbunden bleibt; wer nicht aus der Absicht, um sich durch solche Freuden zu seinen Standespflichten thätiger zu machen, denselben nachhängt, der brauchet die Freuden der Welt nicht als Mittel, sondern als seinen Zweck; und — dies sind sie nicht, und können es auch nicht seyn.

Auf diesen wichtigen Umstand ist genaue Rücksicht zu nehmen liebe Zuhörer! Um nicht einmal von unserm ewigen Richter die schrecklichen Worte zu hören: **Du hast deinen Lohn schon in deinem Leben für das Gute erhalten,**

 müs=

müssen wir uns hüten, die Freuden dieser Welt in ihnen selbst zu suchen, sondern wir sollen mit der guten Meinung, uns durch diesen Genuß von der Lauigkeit in unsern Standespflichten zu entfernen, unsere Erholungen suchen.

Es wird dir gar nicht schwer seyn, die Erfahrung zu machen, ob du dieser oder jener unschuldigen Unterhaltung mit wahrer christlicher Stimmung beigewohnet habest. So oft du nach einer genossenen Erholung freudiger zu deinen Berufsarbeiten, zu deinen Standespflichten zurückkehrest, und sie mit froherm Herzen erfüllest, so warst du zu deinem Vortheil Theilnehmer an einer unschuldigen Freude. Bist du aber nach deiner Unterhaltung traurig, grißgrämisch, verdrüßt dich alles, geht dir nichts von Statten, kannst du keinen Geschmack an deinem ordentlichen Beruf finden, zieht es dein Herz immer zurück auf das, was du genossen hast, kannst du dich nur durch die Erinnerung desselben von deiner Niedergeschlagenheit ein wenig aufrichten, so hast du das Mittel statt des Zweckes gebraucht. Deine Freude war nicht mehr unschuldig.

Durch

Durch deine Unmässigkeit aber entstellest du diese Unschuld noch mehr. Du mußt nicht nur allein mit guter Absicht die Freuden der Welt gebrauchen, sondern dich auch dabei mässigen, dies heißt, ihnen nicht beständig anhängen, dich nicht bei dem Genuß übernehmen. Wenn der heilige Paulus saget, daß wir uns der Welt gebrauchen sollen, gleichsam, als ob wir uns ihrer gar nicht gebrauchen, so will er uns einbinden, die Welt und ihre Freuden so zu geniessen, daß es nicht unser Geschäft seye, daß es nicht unsern ordentlichen Beruf ausmache. Immer den Gastereyen, den Lustbarkeiten nachjagen, dieß ist eine Sache, die man wohl von einem reichen Prasser, aber von einem Christen nicht erwarten soll. Eben so unschicklich ist es auch einem Christen, der zwar selten sich eine Erholung verstattet, aber wenn er dazu kömmt, davon nicht los werden kann, und dabei mehr thut, als es seine Natur ertragen kann. Dieß sollen sich vorzüglich diejenigen merken, die sich bei Gastmahlen und in Schenkhäusern mit Speise und Trank bis zur Uebermaß anfüllen, bei denen eine dergleichen Unterhaltung in Schlemerey ausartet, die ihre

Erholung mit dem Verstande büssen, und zu den Vieh werden, indem sie sich menschlich unterhalten wollen. Diese Uebermaß vernichtet die Unschuld der Unterhaltung um so mehr, nachdem darunter die menschliche Gesundheit leidet, über die wir nicht Herren sind, und die wir nicht verderben können, ohne demjenigen, der uns solche in Verwahrung gab, darüber verantwortlich zu werden. Ja ich muß Ihnen endlich sagen Geliebte, und wünsche es herzlich, daß Sie es nicht durch eigene traurige Erfahrung wissen, was ich Ihnen jetzt sagen werde. Ein immeranhaltender, und im Ueberfluß gepflogener Genuß der Unterhaltungen ist um so ferner davon, eine unschuldige Freude zu seyn, daß er vielmehr gar keine Freude wird, sondern sich abstumpfet und zum Eckel ausartet; und von dieser Gattung der Weltfreude gilt es eigentlich, was geschrieben steht: **Der Ausgang der Freude löset sich in Wehklagen auf.**

Endlich giebt es gewisse Freuden der Welt, die an und für sich unschuldig genug wären, wenn die Menschen nur dafür sorgten, daß sie von allen Anstössigkeiten ganz gereiniget würden. Ein

Schau-

Schauspiel zum Beispiel ist für sich eine unschuldige Ergötzung. Es ist eine lebhafte Vorstellung guter Handlungen darin möglich. Fehler der Menschen können eben darum, wenn sie lächerlich gemacht, wenn ihre häßlichen Folgen gezeiget, wenn sie nach Verdienst bestrafet werden, sich lebhaft dem Fehlerhaften darstellen, ihm Beschämung und Entschluß, sich zu bessern, beibringen, und so mag es geschehen, daß das Theater eine Schule der Sitten zugleich wird, indem es Unterhaltung giebt. Allein man muß wissen, welche Stücke man besuchet. Es giebt deren einige, worin dem Laster oft ganze Schutzreden gehalten werden, denen das entgegen gestellte Bemühen der Tugend an Stärke nicht gleich kömmt. Es giebt deren einige, die noch voll Zweydeutigkeiten sind, und wo wohllüstige Szenen und Ausdrücke jugendlichen und empfindsamen Herzen gefährlich seyn müssen. Ein Tanz zum Beispiel ist für sich eine unschuldige Freude. Er ist im Grunde nichts anders als die lebhafteste Theilnahme des ganzen Körpers an der hinreissenden Tonkunst, die aus ihrer Natur den Menschen in Bewegung setzet; in eine Bewegung, die, wenn sie

in den Schranken der Mässigkeit bleibt, der menschlichen Gesundheit frommet. Allein es giebt gewisse Gattungen des Tanzes, es giebt gewisse Gelegenheiten neben dem Tanze, die, wenn man die Behutsamkeit wegsetzet, oder die Jugend dabei ohne Aufsicht läßt, für die Ehrbarkeit und die guten Sitten gefährlich werden. Zeit, Ort, Gesellschaft, Verhältnisse müssen sorgfältig in Betrachtung genommen werden, um nicht oft bei einer Unterhaltung, die in ihrer Natur sehr unschuldig ist, gerade die unerlaubteste Handlung zu begehen.

Möchten doch alle meine lieben Zuhörer aus meinem heutigen Vortrage die Warnung für sich genommen haben, nicht nur in diesen letzten Tägen des Karnevals, sondern auch in ihrem ganzen Leben über nichts so sehr wachbar zu seyn, als über den Genuß ihrer Freuden, damit sie allemal in den Gränzen der Unschuld bleiben, weder durch üble Absichten, noch durch Unmässigkeiten ausarten, noch durch Nebenumstände vergiftet werden! O meine Lieben! Welche Ausgelassenheiten erlauben sich manchmal die Menschen, und haben dabei die Vermessenheit, selbe

mit

mit dem geraubten Namen der Freude zu benennen! Diesen muß ich mit dem heiligen Petrus Chrysologus zurufen: **Der mit dem Teufel scherzen will, wird sich mit Christus nicht erfreuen können.** Alle Freude der Welt ist äusserst kurz. O wie unbillig wäre es, einer Weltfreude, die nicht schuldlos ist, ewiges Vergnügen aufzuopfern! Amen!

XLVI.

Elenchus einiger Mißbräuche unter dem Bauernvolke, die Isidorus Selig in Predigten, in Katechesen, im Privatunterrichte oder bei besondern Zusammenkünften, wie es ihm die Bescheidenheit rieth, abzustellen suchte.

Es ist sich leicht vorzustellen, welche schöne Gelegenheiten Isidor Selig gehabt habe, manche Mißbräuche unter dem Bauernvolk zu rügen, da er mit ihnen so oft in freundschaftliche Gespräche verflochten wurde, da er ihr ganzes Vertrauen besaß, und die Art hatte, seine Vorstellungen, auch wenn er etwas heftiger sprach, mit seinem

freundschaftlichen Gesichte, und einer einnehmenden Manier unanstößig zu machen. Von gewissen Dingen sprach er ohne Rückhaltung öffentlich am Predigtstuhl, von anderen in den ordentlichen und außerordentlichen Zusammenkünften, mit mehreren oder einzelnen Menschen, wie sich entweder die Gelegenheiten ergaben, oder sich das Bedürfniß äusserte.

„Eure sogenañten Bauernärzte, sprach „er in einer Predigt, was sind sie anderst als „Waghälse, die mit euerem Leben spielen! Ihr „müsset wissen meine Kinder, daß die größten, „daß die rühmlichsten Aerzte, die von Jugend „auf sich der Arzney gewidmet haben, und ihr „ganzes Leben in Durchforschung der menschlichen Natur, ihrer Verderbnisse, und der Heilmittel, die den tausend Krankheiten, womit „die Menschen befallen werden können, entgegen „stehen, zubringen, sich nicht getrauen, die Arzneykunde als eine in allen Theilen bestehende „Wissenschaft zu erklären, und ihr wollet euern „Quacksalbern, die ihr Schicksal zum Pflug bestimmet hat, und die die Tage ihres Lebens „in Feldarbeit und ländlicher Beschäftigung hin-

„ter-

„terleget hatten, Unfehlbarkeit zutrauen! Ihnen „soll eine Wissenschaft eingegossen seyn, wovon „der edlere Theil der Menschen, der diese Wis- „senschaft rastlos aufsuchet, keine Spur findet! „O daß ihr so gerne das Außerordentliche su- „chet, und das Ordentliche vernachlässiget! Aber, „wenn ihr nur eueren Alletagsverstand zu Rathe „ziehen wolltet, würde es euch beifallen, wel- „chen gefährlichen Händen ihr euer Leben an- „vertrauet, wenn ihr euch den sogenannten Bau- „ernärzten in die Kur gebet. Ohne euch zu se- „hen, ohne euch um genauere Umstände zu fra- „gen, lediglich auf einen mündlichen, sehr oft „unsichern Bericht desjenigen, den ihr abgeschi- „cket habet, dezidirt der unberathene Mensch „über euern Zustand, und sendet euch eine Arz- „ney, die er größtentheils für allerley Klassen „der Menschen gemein hat, und die, wenn sie „euch zum größten Glücke nicht schadet, wenigst „nicht nützen wird. Ihr könntet euch oft durch „wenige Kreuzer auf ordentlichen Wegen retten, „da ihr auf so unsichern Hilfsmitteln fast alle- „mal nichts als euern Tod, oder lebenslängli- „ches Verderbniß um theuers Geld erkaufet.

„Seyd nicht eigensinnig liebe Kinder, und eh-
„ret die Vorsorge eueres Landesfürsten, der ge-
„wiß nicht umsonst ungelehrten Pfuschern das
„Handwerk der Heilkunde verbiethet, weil es
„erprobt ist, daß diese Dümmlinge unter vie-
„len Vorspieglungen ihrer Kunst, und mit glat-
„ten Worten euch um das Geld prellen, und
„eure Gesundheit vernichten, wo sie ja glück-
„lich genug seyn sollen, euch nicht gar zu töd-
„ten. Es sind noch keine zehn Täge, daß ich
„bei zweyen Kranken am Lande, denen ich die
„Sakramente der Sterbenden reichte, in ganz
„verschiedenen Krankheiten gleiche Arzneyen fand,
„die man von eueren Helden, den Bauernarzten
„herbeigeholet hat. Jedem ward damit Hof-
„nung zur Besserung gemacht. Jeder befand sich
„auf den Gebrauch der Arzney schlechter, und
„in der thörichten Meinung, daß sie eben da-
„rum schwächer geworden seyen, weil die Arz-
„ney zu wirken anfieng, gaben sie ihren Geist
„auf. Ihr habet nur ein einziges Leben zu ver-
„lieren, und dieses Leben ist nicht euer Eigen-
„thum. Ihr habet es nur in Verwahrung. So
„wenig ihr also einen kostbaren Ring, den man

„euch anvertraut hat, dem nächsten beßten Men„schen hingeben würdet, um ihn an Ort und „Stelle zu bringen, um so viel weniger müsset „ihr das anvertraute Pfand euers Lebens sol„chen Leuten in die Hände geben, die, wenn sie „nicht ungeschickt genug waren, diesen oder je„nen durch ihre Medizinen zu tödten, bei euch „schon beruffene Aerzte sind, denen ihr Wun„derkuren zutrauet, die aber nach eueren eige„nen bessern Wissen niemal dazu erzogen, oder „abgerichtet worden sind, Menschen zu heilen, „u. s. f.

„Warum müssen, sagte er in einer andern Predigt, euere öffentlichen Feste, eure Hochzeiten und Todtenmale mit solchem Aufwand geschehen! Wenn es nothwendig ist, daß ein Kind gekleidet, daß ein Schulgeld bezahlet, daß bei dem Hause ein Gebäude verbessert, daß eine allgemeine Gabe zum Behuf des Landesfürsten dargereichet werde, welch ein Murren entsteht bei Manchem unter euch! Da wähnet ihr, die ärmsten, die geplagtesten Väter und Unterthanen zu seyn, da wisset ihr mit nichts und wieder nichts aufzukommen. Aber man setze euch nur in

den Fall, selbst Hochzeit zu machen, oder auf eine Hochzeit geladen zu werden, selbst eine Leiche im Haus zu haben, oder zu einer Beerdigung, zu einer Pathenstelle geladen zu werden, da werdet ihr sicher Geld haben, und in der größten Verlegenheit werdet ihr euch auf solche Fälle zu behelfen wissen. O wären eure Hochzeiten lieber zweckmässiger gewählet, und unter solchen Leuten gestiftet, von denen es sich vorher sehen läßt, daß sie glücklich miteinander leben werden! Diese Aussicht würde eueren Vermählungen wesentliche Feyerlichkeiten geben. So aber machet ihr oft bei den zwecklosesten Verbindungen einen Aufwand, ein Gepränge, und einen Tumult, als ob unter euerer Freude der Erdboden eingetretten werden müßte, da es euch indessen gar wohl möglich wäre, einzusehen, daß bei diesen zusammengekuppelten Menschen der Brauttag vermuthlich der einzige ihres Lebens seyn werde, den sie im Vergnügen zugebracht haben. Ich weiß meine Lieben, daß eine ehrliche Ergötzung erlaubt, daß sie euch zu vergönnen, daß sie euch unentbehrlich seye. Ich habe euch ja oft schon die Lehre gegeben, daß dis unschul-

digen

digen Freuden der Welt darum da sind, daß sie genossen werden können. Aber muß man dann um eine angemessenene Freude zu geniessen, einen Aufwand machen, der die Kräfte übersteiget, muß man denn sich über seine Mittel angreifen, und die Sache so lange hinausziehen, daß sie kein Ende zu nehmen scheint; muß man eine Feyerlichkeit, die zu so einen wichtigen Stand der Eingang ist, in einen unsinnigen Lärm verwandeln, der so viel Geld kostet, mit dem man andere höchstwichtige Bedürfnisse des Hauses heben könnte, und sollte!

„Wenn ich aber auch bei eueren Hochzeiten euch am Ende vergeben kann, daß ihr alle euere Kräften aufbiethet, um die Feyerlichkeit groß, und eure Freude laut zu machen, so haben doch die Gastgebothe, und die Schmausſereyen bei mir gar keinen Sinn, die ihr bei Beerdigungen veranstaltet. Wie thöricht ist in meinen Augen ein Trinkgelag und ein Gastmal bei einem Gegenstand, der alle Menschen überhaupt, besonders aber Freunde und Anverwandte vielmehr zur Traurigkeit, und Sittsamkeit stimmen soll! Man hat einen Todten zum Grabe beglei-

tet, und man stellet Gastgebothe an, als ob man sich freute, daß der Verstorbene weggeräumet ist! Man hat ihm die letzte Ehre erwiesen, man hat einen traurigen Blick auf seine Grube geworfen, und vielleicht gar Thränen auf seinen Sarg geweinet, ist mit dem heilsamen Gedanken vom Grabe zurückgetretten, daß man seinem begrabenen Freund vielleicht bald in die Ewigkeit folgen werde. Und der Ausgang von alle dem — ein Trinkgelag, ein Gastmal! Welcher Widerspruch! Welchen Vortheil hat der Verstorbene von euerer Schlemmerey, und welchen Nachtheil manchmal die unmündigen Erben des Verblichenen, auf dessen Rechnung ihr euch volltrinket! Gebet eueren Festen das Ansehen, das sie erfordern, aber kein unschickliches, geniesset eine Freude, wo sie mit Anstand genossen werden kann; aber mit Mässigkeit, mit jenen Einschränkungen, die die Häuslichkeit verlanget; jene Häuslichkeit, die die Pflicht eines Christen ist, wie ich es heut erwiesen habe rc. rc."

Ueber die Art, wie die Landleute in der Gegend um Weindorf ihre Stiegel an den Zäunen machten, sprach er einst mit den Män-

nern

nern im Pfarrhof ganz ernsthaft. „Ich weiß, sagte er, daß dieß eine der lästigsten Arbeiten seye, die euch fast jedes Jahr trift, da sowohl die Abnützung durch Länge der Zeit, als der Muthwille mancher schadhaften Menschen euch eure Stiegel sehr oft zerrütten, und daß ihr aus eben dieser Ursach oft über diese Arbeit ungeduldig werden müsset, daß ihr somit selbe so sehr zu befestigen trachtet, als es möglich ist, um nicht immer, und vielleicht in der Zeit, wo es andere nöthigere Arbeit in der Fülle giebt, an solche Lumperey denken zu müssen. Kurz ich weiß, daß die Stiegel erhaben seyn müssen, weil sie einen Theil des Zaunes ausmachen, der dem Vieh einen Ueberspruug in eure Kornfelder verwehren soll, und daß die Fallthüren, welche bei einem kurzen Uebertritt an dem Stiegel beweglich seyn müssen, um sie mit dem Zaun in einer Höhe zu erhalten, euch zu mühsam sind, und eben wegen ihrer beständigen Bewegung bald unbrauchbar zu werden pflegen. Aber habet ihr schon einmal bedacht Kinder, daß der Schade, den ihr durch diese grössere Arbeit vermeiden könnet, sich der Mühe wohl lohne? Wie viele derbe Fälle

sind bei diesen erhabenen Stiegeln, woselbst ihr die Auftritte und Abtritte noch dazu oft sehr unschicksam anbringet, schon oft geschehen, die euren Kindern und fremden Menschen Arm und Bein verrenkten, oder sonst durch eine Kontusion Schade zugefüget haben! Rechnet ihr die Beschwerlichkeit für nichts, die euere gesegnete Weiber in Uebersteigung dieser beschwerlichen Stiegeln empfinden, wo nicht allein die Gefahr vorhanden ist, daß sie durch Anstrengung vor der Zeit gebähren, sondern auch, daß sie ihrer Leibesfrucht, wenn sie auch ausgetragen wird, auf andere Art einen Schaden zufügen! Rechnet ihr die Gefahr für nichts, der so viele junge Leute bei diesen hohen Stiegeln sich aussetzen, da es so leicht ist, bei solcher Anstrengung und bei der Zartheit der Leibestheile eine Ruptur zu verursachen, die junge Leute manchmal vor der Zeit zu Krippel machen kann! Es ist eine so grosse Wohlthat, Kinder, für die Bequemlichkeit und Sicherheit der Nebenmenschen zu sorgen, daß ein ehrlicher Mann, der dies einsieht, sich die Mühe wohl nicht leid seyn lassen wird, die er auf diesen Umstand verwendet ꝛc. ꝛc."

Einst

Einst klagten ihm ältere Männer, daß es seit ihrem Andenken nicht so viele uneheliche Kinder gegeben habe, als jetzt, daß das junge Volk ungleich schwerer zu hüten seye, als jemal; daß das nächtliche Auslaufen sich die Dienstleute nicht verwehren liessen, und wenn man es ihnen verwehren solle, man sich der Gefahr aussetze, gar keine Dienstleute zu erhalten. „Ich habe diesen Dingen, sagte der Dechant, oft nachgedacht liebe Männer! Ich bin noch nicht in dem Alter, daß ich von der Vorzeit viel zu sagen wüßte. Man sagt mir schon öfter, daß die Zeiten jetzt gottloser seyen, als sie gewesen sind. Es kann seyn. Allein ich bin der Meinung, daß es allzeit böse und gute Menschen gegeben habe, nur mit dem Unterschied, daß zu gewissen Zeiten, in einem gewissen Zeitlauf diese oder jene Untugenden mehr herrschen. Was die Keuschheit belanget, glaube ich, daß, wie die Natur des Menschen von je her für die Uebertrettung derselben reizbar war, auch zu allen Zeiten eben diese Klage bestanden seye, die ihr mir da machet. Von ungefähr kann es geschehen, daß ihr gerade jetzt durch Zufall unter solchen Leuten lebet, wo euch

 diese

diese Ausschweifungen näher und häufiger in die Augen fallen. Glaubet mir! Der Mensch war allzeit Mensch. Der Versucher schlief nie, und die Jugend aller Jahrhunderte hatte ihre Wallungen. Es ist hier weniger um die Frage zu thun, ob wirklich unsere junge Leute verführbarer seyen, als sie jemal waren, als um die Frage, wie muß man der wirklich bestehenden Ausgelassenheit begegnen, damit man nichts zu verantworten habe? Ich, meine lieben Nachbaren, verwundere mich gar nicht darüber, daß die Sünde der Unlauterkeit am Lande so wenig Widerstand findet. Es fehlt schon ursprünglich in Erziehung der Kinder. Wie sie nur allein gehen können, läßt man sie ohne Unterschied mit andern Kindern allein, worunter oft die boshaftesten Wichte sind. Sie lernen oft, eher unverschämt seyn, als sie noch wissen, wozu die Unverschämtheit brauchbar sey. Welche Possen werden nicht unter Kindern von beiderley Geschlecht, wenn sie ohne Aufsicht in der Nachbarschaft auf Viehweiden zusammentreffen, ersonnen und ausgeübet! Wäre es nicht heilsam, daß eine ganze Nachbarschaft diesen auf der Weide begriffe-

nen

nen Kindern einen erwachsenen Menschen zugäbe, der sie beobachtete, nicht heilsam, daß Jemand von der Nachbarschaft zuweilen unvermerkt nachsähe? Gewiß, wenn man für die Sittlichkeit der Kinder besorget wäre, es würde wohl geschehen.

„Ist irgendwo in der Gegend ein Tanz, wo von allen Ecken und Enden das junge Volk zusammenfliesset, so gestattet man, daß die Kinder bei diesem namenlosen Lärm Zuschauer und Zuhörer abgeben. Und — was hören sie, was sehen sie? Ist etwas mehr geeignet, als diese in die Augen fallende Lustbarkeit, der Jugend von je her den Wunsch einzuflössen, daß man ja nur bald genug reif werden möge, um auch in solche Lustbarkeiten gezogen werden zu können! Und kaum darf man es wagen, nicht mehr für ein Kind angesehen zu werden, mischet man sich in die Reihe, sucht und macht Bekanntschaften. Aus Bekanntschaften werden Verträulichkeiten; aus Verträulichkeiten Sicherheit und Keckheit, und da darf ja nichts mehr dazu kommen, als Gelegenheit und Versuchung, und die gräßlichsten Fälle sind die Folge der Bekanntschaft. Leider! Es lehret uns die tägliche Erfahrung diesen Gang

der

der Dinge. Auch im Hause lauert die Verführung auf Kinder, wenn die Aeltern unbehutsam genug sind, manches Ding vor den Kindern zu reden, was sie nicht hören sollten. Saget mir lieben Leute! Ist es nicht von manchem Hausvater den Dienstbothen ordentlich freygestellet, **bei der Arbeit, und bei Tische die nichtigsten Zotten hervorzubringen**, wenn sie nur im spaßhaften Ton eingewickelt sind? Da lacht oft der Hausvater, der solchen Unfug bestrafen sollte, der erste, und unterhält die Unterredung, die das Gift den Jünglingen und Mädchen in die Herzen gießt. Ihr saget: **Man kann das junge Volk kaum mehr hüten.** Freylich wohl! Wie soll man denn hüten, wenn man dem jungen Volk alle Freyheit läßt, wie soll man denn hüten, wenn man nicht alles hindert, und abschaft, was die Ehrbarkeit beleidiget? Bei wem steht es denn liebe Männer, daß sich euere Leute nicht zu Haus erhalten lassen, könnet ihr es, dürft ihr es, müsset ihr es nicht gerade fordern, daß sie sich von dem nächtlichen Auslaufen enthalten? Wenn ihr eueren Leuten das Ihrige gebet, so könnet ihr auch von ihnen

nen nicht nur allein Treue und Fleiß, sondern auch gute Aufführung fordern. Ihr glaubet, keine Leute zu bekommen, wenn ihr ihnen nicht das nächtliche Herumschwärmen erlaubet. Es ist Einbildung von euch. Dieser oder jener wird euch vielleicht den Dienst abschlagen, aber nicht überhaupt alle. Größtentheils ist die Welt doch nicht so verdorben. Nur gar zu oft nimmt die Liederlichkeit des Dienstgesindes überhand, weil den Hausvätern wenig daran liegt, daß ihre Dienstleute gute Christen seyen, wenn sie nur gute Arbeiter sind. Sehr oft halten sich die Dienstleute mit der Freyheit für das schlechte Traktament des Hausherrn schadlos. Ein rechtschaffener Hausvater erkläret seinen Dienstleuten gleich Anfangs, daß er keine Nachtschwärmer aufnimmt, und er läßt bei keinem Knecht, soll er auch drey andere ersetzen, von der Regel nach. Er hält seine Leute gut, und wird allemal so viele haben, als er bedarf.

„Es wäre noch gar viel zu reden, lieben Leute! Aber —— man kann nicht alles sagen. Wenn man vorsieht, daß es eitel Klagen sind, die zu nichts taugen, und nie abgestellet werden

mögen,

mögen, so ist es besser, daß man gar schweige. So würde ich zum Beispiel euch mit leichter Mühe beweisen, daß die Kost, die ihr hier in der Gegend euren Kindern und Leuten gebet, ausser dem, daß sie ihrer Gesundheit schädlich ist, sie stumpf, dickhälsicht, träg und dumm machet, noch dazu die Nahrungssäfte überhäufet, und zum Zunder der Unlauterkeit wird. Aber wer soll es wagen, euch vorzuschreiben, daß ihr eueren Leuten jene fetten Speisen entziehet, auf die sie so sehr gewohnt sind; um die sie sich so sorgfältig erkundigen, eh sie in einen Dienst einstehen, und mit denen es gerade die Beschaffenheit hat, wie mit allen Vorurtheilen am Lande, die der Gebrauch und das Alterthum schützet!"

Wenn auch Isidor Selig durch diese verträulichen Gespräche und Antastungen ländlicher Mißbräuche nicht allzeit stehenden Fusses das bewirket, was er haben will, so könnte ihm doch manchfältig das Attestat darüber ausgestellet werden, daß er hie und da Früchte schaffet, und der Seelsorger findet nicht allemal, wie jede gu-

te Unternehmung den Lohn in der Wirkung. Schon seine Absicht hat ihren Lohn, bei Menschen und bei Gott.

XLVII.

Soll er sich auch durch solch eine Rede bei seinem Volke haben beliebt machen können? Jede Wahrheit, von gewissen Menschen, und mit gewisser Art vorgetragen, beleidigt wenigst nicht, wenn sie auch nicht außerordentlich nützt.

Predigt
am 16ten Sonntag nach Pfingsten.

Da Jesus an einem Sabbat zu einem aus den höchsten Pharisäern in das Haus gieng, um mit ihm zu speisen, geschah es, daß sie auf ihn Acht gaben. Und sieh! — Da war vor ihm ein Wassersüchtiger. Jesus redete die Schriftweisen und Pharisäer an, sprechend: Darf man am Sabbat heilen? Bei Luk. am 14ten.

Die Pharisäer und Schriftweisen waren zu allen Zeiten die Spionen der Ungerechtigkeit über

das Betragen unsers Lehrmeisters Jesu Christi. Bei jeder Gelegenheit beobachteten sie seine Worte, mit welchen er das Volk lehrete, und seine Handlungen, mit welchen er den Willen seines himmlischen Vaters vollzog. Die Absicht, die sie dabei hatten, war so schlecht, als das neidische Herz, aus welcher solche böse Absichten entsprangen. Sie waren voll des Neides über seinen erbaulichen Umgang, über seine Wunderwerke, die er wirkte, über sein Vertrauen, in das er sich gesetzet hatte. Sie lauschten daher immer, um ihn an irgend einem Worte, an irgend einer Handlung, die den Schein der Gesetzwidrigkeit hätte, zu ertappen.

Dies war gerade in dem heutigen Evangelium der Fall. Jesus ward an einem Sabbat zu einen aus den ersten Pharisäern auf Mittag geladen. Die Anwesenden von der Sekte freuten sich der Gelegenheit, um ihre Beobachtungen auf seine Person fortsetzen zu können. Der Zufall war ihnen günstig; denn sieh! Man brachte einen Wassersüchtigen. Der Heiland bemerkte sogleich, was sich die Schalkhaften dachten. Es ist Sabbat, sagten sie, an welchem der

Herr

Herr und Gott Israel die Arbeit verboten hat. Giebt er sich mit der Heilung des Kranken ab, so klagen wir gegen ihn, daß er die Gebothe unsers Gottes nicht beobachte. Aber der Heiland beschämte sie, indem er ihnen aus dem Gleichniß mit dem Lastthier oder dem Rindvieh, die an einem Sabbat in eine Grube gefallen seyn könnten, und aus Liebe für das Wohl des Nebenmenschen gerade au diesem Tage gerettet werden müßten, bewies, daß Gott der Herr nur die knechtliche, entbehrliche, nicht aber solche Arbeit verbothen habe, ohne welche der Nachtheil des Nebenmenschen nicht abgewendet werden könnte.

Liebe Zuhörer! Wenn unter den Pharisäern über die Pflichten, den Sabbat betreffend, irrige Begriffe bestanden, so herrschen gewiß auch unter den Christen irrige Begriffe in Rücksicht unserer Feyertäge, vorzüglich derjenigen, die uns unter dem Namen der abgebrachten Feyertäge bekannt sind. Das gemeine Volk will überhaupt an diesen Feyertagen nicht arbeiten, und schützet vor, daß es diesfalls aus Achtung gegen die Heilige bei dem Alten zu bleiben wünsche. Un-

geachtet es nun schon scheinen will, als ob der größte Theil des Volkes über die Belehrungen in Rücksicht dieses Gegenstandes hinaus, und dafür nicht mehr empfänglich sey, will ich doch trachten, vielleicht einen oder den andern meiner Zuhörer in den Begriff der guten Sache hineinzusetzen, oder darin zu stärken. Man hat es diesfalls mit Schwachsinnigen und Hartnäckigen zu thun.

I. Das Volk darf an den abgebrachten Feyertagen arbeiten. Diese Wahrheit gilt den Schwachen.

II. Das Volk soll an den abgebrachten Feyertagen arbeiten. Diese Wahrheit gilt den Hartnäckigen.

I.

Das Volk darf an den abgebrachten Feyertagen arbeiten. Diese Wahrheit gilt für die schwächern Menschen, die sich vielleicht noch ein Gewissen daraus machen, wenn sie an solchen Tagen arbeiten, welche vormals gebothene Feyertage gewesen sind. Diesen Leuten muß man zeigen, daß sie durch ihre Verwendung bei der Hauswirthschaft, zu der sie sich an solchen Ta-

gen bequemen, weder mit der Uebertrettung göttlicher Gebothe, noch mit der Verletzung menschlicher und kirchlicher Satzungen beflecken.

Die Feyertage, die wir den Heiligen zu Ehren begehen, sind niemal von einem göttlichen Gesetze anbefohlen worden. Das göttliche Geboth heißt nur: **Du sollest den Sabbat heiligen!** Das, was bei den Israeliten im alten Bunde, und auch noch bei den Juden in unseren Tagen der Sabbat ist, sind die Sonntage bei uns Christen. Diese müssen wir demnach in Kraft eines göttlichen Gebothes heiligen, das heißt, wir müssen uns an solchen Tagen von aller knechtlichen Arbeit enthalten, und sie aus allen unseren Kräften dem Dienste Gottes widmen; was wahrhaftig sehr wenig von uns gefordert heissen kann. Wenn wir die ganze Woche weltlichen Dingen obliegen, um uns unsern Unterhalt zu verschaffen, um unsere zeitliche Wohlfart, und unser häusliches Glück zu befördern, was soll es seyn, wenn wir endlich den siebenten Tag lediglich dazu verwenden, daß wir in stiller Ruhe dem Allmächtigen für seinen Segen danken, dem Geschäft unsers Heils reiferes

Nachdenken widmen, und mit uns selbst zu Rathe gehen, wie wir neben der zeitlichen Glückseligkeit, der wir so rastlos alle unsere Bemühungen hingeben, und für die wir die meisten Tage unsers Lebens aufopfern, auch unser ewiges Seelenheil sicher stellen. Diejenigen also, die an den abgebrachten Feyertagen ihrer Haussorge, und was immer für einer zeitlichen, knechtlichen, schweren oder ringen Arbeit obliegen, können sich unmöglich gegen ein göttliches Geboth versündigen, weil keines da ist. Sie werden Gott genug thun, wenn sie den Sonntag nach der Absicht Gottes feyern, mit einer herzlichen Andacht bei dem Dienste Gottes erscheinen, mit einem heiligen Heißhunger das Evangelium und die hierauf Bezug habenden Lehren der Diener der Kirche anhören, und in einer friedfertigen, mässigen, eingezogenen Erholung den Tag zubringen.

Eben so wenig können sie sich, wenn sie an den besagten abgebrachten Feyertagen ihren häuslichen Arbeiten und Sorgen nachziehen, ein Geboth der Kirche übertretten. Es ist wahr, daß die Kirche einst die Tage aller Apostel, und an-

derer Heiligen zu feyern befohlen hat. Dazumal wäre es auch Sünde gewesen, an solchen Taden zu arbeiten, und sie nicht zu feyern; denn wir sind im Gewissen verbunden, die Stimme der Kirche zu hören, und ihre Gebothe zu beobachten. Wer seine rechtmässig vorgesetzte Obrigkeit, geistliche oder weltliche, oder die von der Gemeinde einmal als Geboth angenommene und aus Schuldigkeit beobachtete Gewohnheiten nicht in Ehren hält, und sich nicht dazu verstehen will, der setzet sich gegen den Willen Gottes, welcher der Obergewalt auf dieser Welt die Macht eingeräumet hat, die Untergebenen zweckmässig zu leiten und anzuweisen. Es war somit vormals ein wirkliches Geboth der Kirche da, solche Feyertage zu begehen, und so lang das Geboth da war, mußte es mit Gehorsam in Ehren gehalten werden.

Allein, meine lieben Zuhörer, unsere Landesfürsten haben erkennet, daß die Vielfältigkeit der Feyertage nicht zum Wohl ihrer Länder seye, daß sie weder in Absicht auf die zeitliche, weder in Absicht auf die ewige Glückseligkeit komme. Sie haben dieses dem rechtmässigen

Oberhaupt der katholischen Kirche vorgestellet, haben den ersten Bischof, der die Geschäfte der allgemeinen Kirchenregierung zu leiten hat, um Verminderung der Feyertage gebethen. Das Oberhaupt der Kirche hat die Billigkeit dieses Verlangens eingesehen, hat zuerst die Erlaubniß ertheilet, an solchen Tägen nach vollbrachtem Kirchgang zu arbeiten, und später hin die Feyertage ganz aufgehoben, alle Pflicht der Feyerung hinweg genommen.

Nun meine Lieben! Wer das Gesetz gemacht hat, hat auch das Recht, wenn er von Gründen dazu bewogen ist, das Gesetz wiederum aufzuheben. Ist aber das Gesetz aufgehoben, so kann man auch nicht dawider handeln, und es wäre keine kleine Thorheit, etwas für eine Sünde zu achten, was durch kein wirkliches Gesetz mehr bestehet. In diesem Falle wären alle Christen, die dermal glaubten, daß sie sündigen, sofern sie an den abgebrachten Feyertägen arbeiten. Das Christenthum fordert auf keine Weise die Unterlassung solcher Werke, die bereits von den Gesetzen der Kirche erlaubet worden sind. Es ist eben so viel, als ob diese Feyertage niemal ein-

gesetzt gewesen wären. Man darf also an abgebrachten Feyertagen arbeiten. Dies sollen sich jene Christen merken, die da etwa glauben könnten, daß es ihnen an der Vorbitte der Heiligen fehlen dürfte, wenn sie dasjenige nicht mehr beobachteten, was vormals an den Tagen, an welchen man ihr Gedächtniß gefeyert hat, verbothen war. Man soll aber auch an solchen Tagen arbeiten!

II.

Das Gesetz an sich selbst, das nothwendige Beispiel, das ein Mensch dem andern schuldig ist, kluge Wahl des Christen stehen dafür, daß man an solchen Tagen arbeiten solle.

Jedermann soll seinen Vorstehern unterthänig seyn; denn **eine jede Obrigkeit ist von Gott, und er hat sie alle verordnet. Wer also der Obrigkeit widersteht, widersteht Gottes Verordnung.** — Diese sind die ausdrücklichen Worte des heiligen Paulus in seinem Sendschreiben an die Römer. Nun ist es aber ausgemacht, daß unsere Landesstelle verlange, und zwar auf ausdrücklichen Befehl und mehrere dießfalls erflossene Entschliessungen des Aller-

höchsten Hofes wiederholtermalen verlanget habe, daß die Herrschaften und Hausvorsteher an diesen Tagen arbeiten lassen sollen, und dem Volk nach und nach der Hang, an solchen Tagen zu arbeiten, beigebracht werde. Aus diesem erhellet es schon, daß es nicht mehr ganz gleichgiltig, ganz unschuldig seye, an solchen Tagen zu arbeiten, oder nicht zu arbeiten. Man soll also arbeiten! Man hat politischer Seits bereits alle Mittel angewendet, diese Absicht zu befördern. Man hat sogar an diesen Tagen alle öffentliche Lustbarkeiten, Spiele und Unterhaltungen am Lande verbothen, um nur dem Volk begreiflich zu machen, daß man diese Tage der Arbeit zugewendet wissen will. Man hat auf die Uebertrettungen Strafen gesetzet. Von Seite der Geistlichkeit hat man Aufträge erhalten, diese Tage durch Abschaffung aller, auch der kleinsten Feyerlichkeiten, den ordentlichen Werktagen gleich zu machen. Diese Aufträge werden pünktlich vollzogen. Aber es hat bis nun alle mögliche Einschreitung nichts gefruchtet. Der menschliche Eigensinn widersetzet sich allen Befehlen. Man glaubet manchmal, Gott und der Religion ein Opfer zu bringen,

wenn man diese Tage aus vorgeblicher Andacht feyert. Wenigst hängt man der Widersetzlichkeit diesen Mantel um. Allein man muß wissen, wenn es mit dem Vorgeben auch wirklich Ernst seyn soll, daß derjenige Gott keinen Dienst erweiset, der die rechtmässigen Verordnungen seiner Obrigkeit unerfüllt läßt, man muß wissen, was im Buche der Könige geschrieben steht: **Gehorsam ist besser als Opfer.**

Hier entschuldiget man seine Widersetzlichkeit auch nicht, wenn man saget: **Meinetwegen können alle Leute arbeiten. Ich werde Niemanden darum verdenken. Aber meine Umstände bedürfen es nicht. Ich gewinne nichts dabey. Ich bleibe bei meinem Hausgebrauch.** Wenn es auf Verordnungen ankömmt, die die rechtmässige Obrigkeit gegeben hat, und zwar im Allgemeinen gegeben hat, so muß man es befolgen, wenn man auch nichts dabei gewinnt. Bei einem braven Unterthan hat die Ergebenheit gegen seinen Landesfürsten mehr Gewicht, als ein Hausgebrauch, den man viel mindern Dingen zu Liebe sehr oft abändern muß. Wenn diese Entschuldigung Platz grei-

greifen könnte, so würde jedes noch so gut gemeinte Gesetz, welches für die Gemeinden gegeben worden ist, bei Privatpersonen ohne Erfüllung bleiben, und somit verhöhnet werden müssen. Es ist nicht genug, daß man keinen Menschen, der auf das erlassene Gesetz an solchen Tagen arbeitet, verdenke. Man muß auch durch sein Beispiel andere Leute zur Befolgung des Gesetzes ermuntern. Man muß durch seinen sogenannten Hausgebrauch fremden Dienstbothen nicht Gelegenheit geben, daß sie von ihren Hausvorstehern eben solche Freyheiten, eben solche Arbeitlosigkeit begehren, und mit Murren und Ungehorsam ertrotzen. Man kann durch solche eigensinnige Festhaltung an einem sogenannten Hausgebrauch Schuld seyn, daß andere, die sich dem Gesetze unterziehen, keine Leute in ihre Dienste bekommen, weil das Gesind sich lieber in die Hände der Hausväter wirft, die den Müßiggang begünstigen.

Daß ihr an solchen Tagen vormittag einer Messe beizuwohnen trachtet, auch die Eurigen in die Kirche gehen lasset, darein hat sich die Regierung nicht gemischet. Sie billiget vielmehr je-

de gottesdienstliche Handlung. Aber um so mehr sollet ihr nach dieser Zeit arbeiten und arbeiten lassen, weil ausserdem die Eurigen an solchen Tagen nothwendigerweise keine andere Wahl haben, als müßig zu gehen oder zu schwärmen. An solchen Tagen ist Nachmittag in keinem Gotteshause Christenlehre oder ein anderer Gottesdienst. Ja ihr sehet doch selbst, daß eure Leute, wenn es an solchen Tagen wirklich in den Kirchen etwas gäbe, sich dafür hüten würden, da sie selbst an den Sonntagen bei dem nachmittägigen Gottesdienst selten und ungerne erscheinen, sondern lieber den Saufereyen, dem Spiel, den Tänzen, den Buhlschaften nachjagen. Ihr klaget oft dagegen, und behauptet, daß ihr es gerne hindern möchtet. Wenn es euch mit dieser Klage Ernst ist, warum gebet ihr an den abgebrachten Feyertagen eueren Leuten selbst Gelegenheit zu alle dem, indem ihr sie nicht arbeiten lasset? Werdet ihr nicht gewissermassen ihrer Ausschweifungen theilhaftig, wenn ihr sie daran gesetzmässig nicht hindert? Bedenket dies wohl liebe Christen! Die Sache ist wichtig und nicht so obenhin zu nehmen.

Wer sich an euch stossen will meine Zuhörer, daß ihr an abgebrachten Feyertagen arbeiten lasset, der handelt an euch, wie die Pharisäer an Jesu Christo handelten. Sie nahmen es übel, daß er an einem Sabbat einen Wassersüchtigen heilte; was das Gesetz nicht verboten hat. Eben so nimmt man es auch euch übel, daß ihr etwas thut, was euch von der Kirche erlaubt, und von der politischen Behörde noch dazu befohlen ist. Aber lasset euch dadurch nicht abschrecken! Der rechtschaffene Christ muß ein getreuer Unterthan seyn, und je mehr ihr um der Rechtschaffenheit Willen, die ihr euerer Religion und euerer rechtmässigen Obrigkeit beweiset, zu leiden habet, um so mehr überzeuget ihr beyde von der Rechtschaffenheit euerer Tugend. Amen!

XLVIII.

Wie wird es in einigen Jahren mit der Geistlichkeit aussehen? Darüber ist schon so viel geredet und geschrieben worden. Warum soll Isidor Selig nicht auch seine Meinung sagen?

An einem schönen Sommerabende begegneten sich der Dechant von Weindorf und der Graf Weller an dem Wäldchen, zwischen dem Landgut und dem Markte. Jeder wollte den herrlichen Abend geniessen, der an einen äusserst schwüllen Tag folgte. Indem man die Abrede traf, in das Schloß zurück zu kehren, und daselbst den Rest des Tages im Garten zuzubringen, fragte die junge Gräfinn, die ihren Vater begleitete, wie es mit dem ersten Kooperator stände, der durch einige Tage in einer schweren Unpäßlichkeit lag.

Dechant. Er ist besser, er ist ausser Gefahr.

Graf. Sie würden ihn ungern haben verlieren müssen. Er ist keiner von den ersten Köpfen, aber doch einer von den beßten Seelsorgern.

Dechant. Ich wäre untröstlich gewesen, wenn ich ihn verloren hätte. Das wahre Talent in der Seelsorge ist jenes, das durch praktische Kenntnisse immer die Fertigkeit besitzt, seiner Pflicht ohne Vorwurf zu entsprechen.

Comtesse. Ich glaube, daß der mittelmässigste Geistliche in diesen Zeiten schon goldwerth ist, weil man so wenige hat.

Graf. O es ist weit mit dem Abgang der Geistlichkeit gekommen, da die Sache selbst ein Mädchen schon interessirt.

Comtesse. Glauben Euer Gnaden denn, daß Mädchen nie ernsthaft denken, nie über Dinge, welche freylich für ihr Forum nicht gehören, Ueberlegungen machen? Wir haben einmal den Fehler der Geschäftigkeit an uns.

Graf. Ich lobe mir diese Geschäftigkeit. In der That lieber Dechant, wenn es so fortgeht, werden wir in zehn Jahren zufrieden seyn können, wenn wir in Weindorf einen einzigen Geistlichen haben, und in zwainzig Jahren dürfte manche Pfarre nohl so groß werden, wie ein mittelmäßiges Bisthum.

Dechant. Und wenn es so käme, dürften wir wohl an der göttlichen Vorsehung zweifeln, daß sie ihre Kirche, und ihre Lehre eben so unversehrt erhalten würde, als es ihren Absichten entspricht? — Wann waren die Christen frömmer, wann blühte die Religion schöner, als damal, da die Apostel weitschichtige Königreiche durchlaufen mußten, um das Volk mit dem Worte Gottes, und mit den Sakramenten zu versehen!

Graf. Ja lieber Mann! Wenn Sie uns in die erste Kirche versetzen wollen, müssen Sie uns alle die Nebensachen geben, die damal zum Flor des Christenthums so viel beitrugen; die Heiligkeit der Lehrer, ihre Wunderthaten, den Eifer der Glaubigen, die sich aus dem Juden- und Heidenthume neu bekehret, und das Christenthum angenommen haben.

Dechant. Sollen wir von Menschen, die im Christenthum gebohren und erzogen worden sind, weniger Eifer erwarten, und ist denn der Gnade Gottes die Hand gestimmelt worden, daß sie nicht mehr Männer schaffen könne, die sich ganz wie die Apostel auszeichnen?

Graf. Dies wohl! Aber bei alle dem dächte ich doch, daß es uns schwer seye, sich auf so was verlassen zu wollen.

Dechant. Ich bin überzeugt, daß es sogestaltig kommen werde, sobald die Umstände eintreffen. Der Stifter seiner Kirche hat alle Macht vom Vater, sind versprach, seine Kirche so oder so — nie zu verlassen.

Graf. Ich lobe Ihren Glauben.

Comtesse. Diese schönen Zeiten möchte ich erleben.

Dechant. Doch nicht mit dem Geiste des Herodes, den es freute, Jesum zu sehen, weil seine Neugierde sich mit der Anschauung eines Wunders befriedigen wollte?

Comtesse. Sie sehen doch dabei, daß meine Neugierde weniger brutal ist, weil ich die dermaligen Seelsorger nicht im weissen Kleide verspotte, indem sie mir keine Mirakel wirken.

Graf. Brav Mädchen! Das war gut herausgeschlüpft. Scherz beyseite! Ich glaube wohl, daß sich der weise, thätige Christ bei dem allmälig immer zunehmenden Mangel der Geistlichkeit benehmen wird. Aber für das Volk bin

ich

ich äusserst besorgt. Es ist nun, nach der dermaligen Vorsehung, auf seine ordentlichen Predigten, Christenlehren, Gottesdienste, Beichttage gewohnt, und, die Wahrheit zu sagen, dabei doch ziemlich lau. Wie sehr würde diese Lauigkeit überhand nehmen, wenn der Abgang der Geistlichkeit verhältnißmässig steigen sollte, wie er seit einigen Jahren gestiegen ist!

Dechant. In der vorliegenden Vorsehung bin ich mit dieser Kleinmüthigkeit in soweit einverstanden.

Graf. In soweit nur? Was soll das heissen?

Dechant. Ich glaube, daß dem Mangel der Geistlichkeit abgeholfen werden soll, eh es so weit kömmt, als man es heut zu Tag zu fürchten scheint. An Mitteln fehlts gewiß nicht.

Comtesse. Man soll nur die emigrirten französischen Geistlichen anstellen! Es giebt deren jezt genug in Deutschland.

Graf. Da mußt du auch verfügen, daß das Volk französisch, oder die ausgewanderte Klerisey deutsch sprechen lerne.

Comtesse. Hm — Ich würde mir zu helfen wissen; auch sogar bis auf die Beicht und die

Predigten. Messe könnten mir die Franzosen eben sowohl als unsere Priester lesen. Die übrigen Sakramenten werden uns ja auch noch in einer Sprache gereicht, die wir nicht verstehen. Die deutschen Leute sollen sich für die Predigten in Erbauungsbüchern einen Ersatz holen, und so lang nicht sündigen, bis die Herren Franzosen so viel deutsch lernen, daß sie unsere Fehler verstehen. Da hätt' ich nun sogar für das Unmöglichscheinende gesorget, um meinen Plan durchzusetzen.

Graf. Drolligt genug. Du hast noch vergessen, daß man auch durch Dolmetscher beichten könne. Aber dieß würde euch jungem Volk wohl sehr ungelegen kommen. Wollen indessen deinen Plan gut seyn lassen.

Dechant. Und hoffen, daß unsere Fürsten als höchste Beschützer der Kirche und der Religion ihrem schönen Amte entsprechen werden. Ihre Thätigkeit zeiget sich schon, und wird sich noch immer mehr zeigen.

Graf. Ich möchte wohl wissen lieber Dechant, von welchen Verfügungen Sie eigentlich eine Abhilfe in der vorliegenden Verlegenheit hoffen.

De-

Dechant. Da müssen wir unausweichlich vor der Hand von den Quellen des Abgangs reden.

Graf. Sie haben Recht; denn die Mittel müssen den Grundursachen angemessen seyn, wenn das Uebel getilget werden soll. Ich glaube aber nicht, daß die wahre Ursache, warum in unseren Tagen so wenige Menschen Neigung für den geistlichen Stand haben, so leicht zu bestimmen seye.

Dechant. Die dermalige Abneigung gegen unsern Stand gründet sich auf mehrere Ursachen, davon jede nach ihrer Art einwirket.

Comtesse. Der Oncle sagte einst über Tafel, man soll den Zölibat aufheben, um mehrere Geistliche zu bekommen.

Graf. Dies mag Einer der seltenen Fälle seyn, in dem dein Oncle Recht hat.

Dechant. Als ich in den Jahren war, wo ich mich zur Theologie bestimmte, um mich zu den geistlichen Stand vorzubereiten, muß ich bekennen, daß es mir äusserst fremd gewesen wäre, in dem Gedanken: **Du darfst nicht heurathen**, ein Hinderniß meines Entschlusses zu finden. Eben dies habe ich bei mehreren Jünglin-

gen meines Schlages sogestaltig bemerket, daß ich mir endlich die Wahrheit abstrahirte, es seye in diesem Dinge der Fall zwischen Mädchen und Jünglingen sehr ungleich; die Ersteren seyen für alle Pflichten des gesellschaftlichen Lebens viel früher reif, und müssen einen Hang, dem Manne anzugehören, in den Jahren fühlen, wo der Jüngling noch gar keinen Beruf empfindet, ein Weib zn nehmen.

Comtesse. Soll dies vielleicht für mein Geschlecht ein Kompliment seyn? — Ich finde grosse Bedenklichkeiten, wenn Sie etwa dafür einen Dank verlangen.

Dechant. Gut überlegt, darf mir meine Behauptung wenigst von keinem Frauenzimmer übel genommen werden. Auch dürfen hier manche Individuen als Ausnahme auftretten, in soweit Euer Gnaden in dieser Behauptung nicht alles glänzend fänden. — Inzwischen will ich nicht gut dafür stehen, ob es nicht bei sehr vielen Jünglingen, vorzüglich in unseren Tagen, wesentliches Hinderniß seye, wenn die Frage von der Wahl des geistlichen Standes ist, daß man ehlos zu bleiben verbunden wird. Und — es ist

sicher

sicher eines der traurigsten Hindernisse, weil, um es aus dem Wege zu räumen, viele und grosse politische Grundsätze den katholischen Staaten die Hände binden.

Graf. Lassen wir das! Man geräth in ein Chaos, wenn man sich in das Pro und Contra mengt, was über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. Beyde Partheyen scheinen zu radotiren, wenn sie sich zu Leibe gehen. Was mich belangt, würde mich von dem geistlichen Stande in unseren Tagen größtentheils die Herabwürdigung des Standes zurückschrecken. Es ist fast kein Mensch gewesen, der, wenn er nur für 10 Kreuzer etwas hinschmieren konnte, an dem Klerus nicht zum Ritter geworden wäre.

Dechant. Bei mir hat es wenig Sensazion gemacht. Die beissendsten Schriften haben immer den rechtschaffenen Geistlichen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Jeder Stand hat seinen Auswurf. Es giebt schlechte Staatsbeamte, schlechte Soldaten, schlechte Aerzte, schlechte Advokaten und Richter, die von der Satyre gegeisselt werden, ohne, daß es Jemanden einfallen könnte, einen Stand darum auszuschlagen. Ich dächte,

 daß

daß jeder, der einen Stand wählt, den guten Willen habe, sich darin auszuzeichnen, und sich eben darum von diesem Stande durch einen Umstand nicht abhalten lassen dürfe, der ihn bei seiner guten Meinung, bei seinem rühmlichen Entschluß nicht treffen zu können scheint.

Graf. Ich wünsche, daß viele junge Leute sich dieser Philosophie bedienen. Aber daß die Verkürzung der Congrua in unseren Tagen viele Jünglinge von Ihrem Stande entferne, werden Sie doch nicht in Abrede stellen lieber Dechant?

Dechant. Wohl möglich! Der Gehalt eines Hilfspriesters ist ein außerordentlich mittelmässiges Glück, das der junge Mensch fast in der nächsten, beßten Handthierung verbessern könnte. Ich glaube aber immer, daß die nächsten Gründe, warum wir so wenige Kandidaten des geistlichen Standes haben, auf folgende hinauslaufen:

Erstens: Können gemeine Leute wegen der Theuerung ihre Kinder nicht mehr studieren lassen, und gerade aus dieser Klasse recroutirte sich der geistliche Stand vorzüglich. Man zahlte für den Studenten eine mässige Herberg, schickte ihm

Brod und Viktualien, oder er war irgend in einer Stiftung, auch wohl an eine Klostersuppe angelehnt. Manchmal vollendete er seine niederen Schulen als Sängerknab in einem Stift am Lande. Es war noch kein Schulgeld, und so weiter. Die Stiftungsfonds sind in zu kleine Stipendia zerstückelt, wovon sich Keiner nähren kann.

Zweytens: Hatten die Jünglinge in den unteren Schulen bessere Aufsicht, waren nicht so frey, geriethen nicht so bald in Ausschweifungen, wurden nicht so bald mit den verderblichen Grundsätzen bekannt, die einem jungen Menschen den Stand verhaßt machen können, der regelmässige Sitten, Einschränkung, ordentliches Betragen zur wesentlichen Absicht hat.

Drittens: Hat man die Generalseminarien aufgehoben. Die Zahl der geistlichen Kandidaten in diesen Häusern war noch ergiebig. Wenn man die Kandidaten, die sich heut zu Tage in die bischöflichen Priesterhäuser melden, gegen jene hält, so zeiget sich, daß bei 7 Bisthümern z. B. nicht das Viertheil von der Zahl der Zöglinge im bestandenen Generalseminario mehr vorfindig seye, daß auch bei einem getheilten Priesterhausfond,

da der Religionsfond dazu nichts mehr beiträgt, nicht so viele Individuen mehr erhalten werden können, versteht sich von selbst.

Graf. Man beschäftiget sich auch, wie ich höre, von Seite des Staates recht nachdrücklich, um dem Dinge wieder einen Schwung zu geben. Aber es zeiget sich noch keine grössere Bereitwilligkeit zu diesem Stande.

Dechant. Kann noch nicht seyn. Es ist alles noch in der Anlage, was man zum Behuf dieses Zweckes beschlossen hat. Ich wünschte vorzüglich, daß man den Grundsaß ergreife, so viel als möglich, gemeine Leute zu unterstützen, daß sie ihre Kinder studiren lassen können, denn, wie ich schon gesagt habe, nur aus dieser Klasse hauptsächlich, und besonders in jenen Gegenden, wo das Volk Seelsorger bedarf, die die windische Sprache besitzen, sind die Landseelsorger zu gewinnen. Schon in den vorigen Zeiten hat nur diese Klasse größtentheils, die nicht so weiche Erziehung giebt, Männer zu einer Amtsverrichtung geliefert, die im Ganzen genommen weich erzogene Jünglinge eher abschrecken als anlocken kann.

Ich wünschte, daß die Pursche in kleinern Schulen kürzer gehalten würden, daß von Seite des Lycäums sich jemand um ihre Sitten bekümmere, daß nicht nur allein auf ihren Fortgang in Studien gesehen würde, sondern daß sie sich auch ungestraft nicht an schlechter Aufführung betretten lassen dürften. Wer sich nur die Mühe nehmen will, an den Gymnasien der Aufführung des studierenden jungen Volkes nachzuspüren, wird finden, daß solche Buben, die weder Jahre weder Wuchs haben, und ihren Ammen gerade davongelaufen zu seyn scheinen, sich schon mit Renomisterey abgeben, Spiel, Wein und Weiber suchen, Buhlbriefe schreiben, ehe sie die Ordnung ihrer Schulbücher noch zu den Epistolarstyl geführet hat. Ist wohl von solchen Jünglingen zu erwarten, daß sie eine Anlage zu einen Stand bekommen sollen, der Eingezogenheit, und einen mässigen Lebenswandel zum Zweck hat? Ja! Ist von ihnen wohl zu erwarten, daß sie in was immer für einem Stande gesetzte Leute, und nicht vielmehr Verschwender und Ausschweiflinge werden müssen?

Ich wünsche endlich, daß das Generalseminar wiederum hergestellet werde. Es ist so viel dagegen geschrieben und gesprochen worden, daß die wenigen Fehler, die diese Häuser noch hatten, völlig weltkündig sind, und somit bei der Wiederauflebung derselben ohne grosse Mühe gemieden werden können.

Graf. Der Himmel gebe es, daß alle Ihre Wünsche in Erfüllung kommen. Indessen scheint es, daß sich unsers Jahrhunders ein gewisser Geist bemächtiget habe, den man so eigentlich nach seinem wahren Namen kaum ausdrücken kann; eine gewisse Gattung Lauigkeit für Religionsübungen, eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen ewige Gegenstände; ein gewisser herrschender Mißmuth gegen alle Beschäftigung mit dem, was ausser unserm Gesichtskreis ist. Dieser Geist, der in dem letzten Laufe unsers Jahrhundertes von Tag zu Tag zu wachsen scheint, verspricht uns noch lange nicht, daß sich die leichtsinnige Jugend, die von diesem Geist meist schon bei ihrer ersten Erziehung angestecket wird, so behend noch einmal zu den Werk der apostolischen Arbeit entschliessen werden könne.

Dechant. So kleinmüthig bin ich nicht. Weñ ich auch nur ein Jahrhundert zurück die Geschichte zu Rath ziehe, so finde ich nicht nur allein in mancher katholischen Provinz den entsetzlichsten Abgang an Geistlichen, sondern auch einen solchen Verfall ihrer Talente und ihrer Sitten, daß man tausendmal mehr, als heut zu Tage, in die Nothwendigkeit versetzt war, das äusserstmögliche Schlechte zu befürchten. Ich habe ein Visitazionsprotokoll über einen grossen Distrikt einer gewissen Provinz vom ersten Viertheil des vorigen Jahrhunderts gelesen, worüber mich ein kalter Schauer ergriff. Fast auf keiner Pfarre war der Priester ein Landeskind. Aeusserste Unwissenheit war das Kennzeichen dieser Leute. *Scivit formulam absolutionis memoriter*, hieß es von diesem; *scivit symbolum apostolicum*, *studuit grammaticæ*, *studuit Rhetoricæ*, hieß es von einem zweyten, und von einem gar grossen Kirchenlicht, das der Herr Visitator als ein Perl im Auskehricht gefunden zu haben glaubet; von einem Dechante, wird gerühmt, daß er die Physik erlernet, und für das wichtige Amt eines Stadtpfar-

rers

rers und Dechants von dem Erzpriester zu ** mündlich und *brevi manu* unterrichtet worden seye.

Graf. Da wird man aber auch wohl die baldige Ankunft des Antichrists vermuthet haben.

Dechant. Ja wohl! Man schrie, und wann waren wohl die Zeiten, die man nicht für die schlimmsten gehalten, und wo man nicht geschrien hätte! Vertrauen auf bessere Zeiten war damal ein schlechter Trost, und doch war er nicht ohne Grund, bei allen den schlimmen Aussichten nicht ohne Grunde gewesen, wie es die späteren Zeiten lehreten. Der Klerus hat an Zahl, an Gelehrsamkeit, an guter Aufführung zugenommen. Die Dinge in der Welt dürfen nur einen ungefähren Druck erhalten, so geht es aufwärts und abwärts. Wer soll bei unseren Zeiten am Nachwachs der Geistlichen verzweifeln, da einerseits ihre Anzahl noch nicht gar so klein ist, andererseits sich jede Landesverfassung damit beschäftiget, und sicher bei ruhigern Zeiten noch mehr damit beschäftigen wird, alles so zu veranstalten, daß der Religion ihre Diener nicht mangeln!

Graf. Nun so wollen wir dann unsere finstern Propheten im Namen des Herrn schreyen lassen, und uns beruhigen. Ich muß ihnen gestehen, daß ich für unsere heutige Unterredung, weiß Gott, was nicht annehmen wollte.

Comtesse. Ungeachtet ich nicht zum Beßten davon gekommen bin.

Graf. Was konntest du aber anderst hoffen, da du uns mit deinen Emigranten angestochen kamst! Mit diesen Leuten sind doch alle Menschen, die sich ihrer annahmen, sitzen geblieben.

Dechant. Und mit dem Zölibate oben darein, mit dem sich wohl schon manch grosser Authors die Flügel versengt hatte, wenn er ihn um sein Ansehen bringen wollte!

Comtesse. Wenigst wird man mir zugestehen, daß bei einer solchen ernsthaften Unterredung der kindische Einfall eines Mädchens für ein Intermezzo gelten darf, damit das Stück nicht zu einen Trauerspiel werde.

Dechant. O gar oft klatschet das Publikum bei der Nebenrolle am meisten, wenn sie gut exequirt wird, und es sollte nicht fehlen, daß dies der Fall bei unserm Gespräche gewesen wä-

re. Allein die Gesellschaft hatte keine Zuschauer, die klatschen konnten.

XLIX.

Das Ding sieht aus, wie eine Preisfrage. Leser, die sich über den Geschäftengang der Staatsverwaltung auf 5 Jahre zurück erinnern, werden sich besinnen, daß die Gelegenheit zu dieser Abhandlung keine Fabel ist, und daß diese Schrift wirklich bei der Behörde eingegangen seyn könne, wenn der Verfasser auch nicht Isidor Selig hieß.

Hochwürdigstes Ordinariat!

Es ist dem Unterzeichneten von Hochdemselben unterm 17ten Maymondes sub Nro. 689. die Verordnung zugekommen, über die Quellen und die betreffenden Hilfsmittel in Absicht auf die Erziehung der Jugend, die, wenn sie vom Landvolk, wie gewöhnlich, vernachlässiget wird, krippelhafte, blödsinnige Kinder, die in der Folge selbst auf das Hinderniß der Bevölkerung im Lan-

Lande einen wahren Einfluß haben, und die drückende Theuerung veranlassen, nach sich zieht, seine Meinung zu sagen, und somit zu jenen Materialien sein Scherflein beizutragen, die das hohe Ordinariat einzusammeln für gut befindet, um auf Allerhöchste Aufforderung ein erschöpfendes Ganzes über diesen Gegenstand einreichen zu können.

Wenn es für den Menschenfreund äusserst bedauerlich ist, zu sehen, wie viele krippelhafte, blödsinnige, und unweltläufige Menschen in dem Schoos des Vaterlandes liegen, und dem lieben Lande die Erzeugnisse wohl verzehren, aber nicht gewinnen helfen, so wird er, wenn er Kenner vom Lande ist, und den Gang der häuslichen Anstalten bei dem Landvolke beobachtet, über die Quellen dieser ausartenden Generazion nicht lang zweifelhaft bleiben können; er wird die Krippelhaftigkeit und die Blödsinnigkeit der Kinder, die sich mit ihnen von den ersten Jugendjahren bis in ihr mannbares Alter fortschleppet, grossentheils in der Verwahrlosung der Aeltern finden. Man müßte blind seyn, um es nicht zu sehen, wie viele Kinder der Landleute, indem diese ih-

rer häuslichen Bedürfnisse wegen sich am Felde, in den Wiesen, in den Wäldern aufhalten, sich im Hause selbst überlassen, ihrer Einfalt, ihrem Muthwillen preisgegeben, bald durch einen Fall, bald durch andere wechselseitige Verletzungen unglücklich werden. Rechnen wir dazu, wie viele Mütter am Lande ihre Kinder, da sie selbe noch unter dem Herzen tragen, durch überspannte Arbeiten, durch zu grosse Anstrengung verderben, und daß so viele andere bei der Geburt, wo sie von den unwissendsten Weibern bedienet werden, ihren Kindern Schaden zufügen, sie mit der zwecklosesten Nahrung vollstopfen, sie oft ganze Tage in der Wiege auf den Feldern neben sich her der brennenden Hitze, oder der feuchten Witterung aussetzen, sie in der Eile, um keine Arbeit zu versäumen, oder toll über ihr Geschrey, bald da, bald dort in einen Winkel schleudern, so muß man sich gar nicht wundern, wenn so viele Kinder am Lande krippelhaft, dumm und blöde werden.

Es würde vielmehr ein wahrer Gegenstand eines aufgeklärten Physikers, als eines Seelsorgers seyn, das, was der Unterzeichnete eben ge-

sagt

sagt hat, gründlicher auseinander zu setzen, und mit gesammelten Daten zu belegen. Die ausser Acht gelassene Behutsamkeiten schwangerer Landweiber, schädliche, unverdauliche Speisen, mit denen man die Mägen der Landkinder in ihrer frühesten Jugend vollstopfet, und wodurch sie zu Dümmlingen gefüttert werden, die größtentheils noch nicht in Ausübung gebrachte Pläne mit den geprüften Wehmüttern, die bekannte Ungeschicklichkeit der Wundärzte am Lande, und der sogenannten Bauernärzten, durch deren habbegierige Hände, und auf Gerathewohl verordnete Hilfsmittel Mütter und Kinder in ihren Unpäßlichkeiten zweckwidrig behandelt werden sind die wahren Quellen, woraus so vieler Unfug für die Generazion am Lande herkömmt, und die den Stof einer eigenen rührenden Abhandlung liefern könnten.

Wachsen die Kinder nun ein wenig in die Höhe, so werden manche von ihnen viel zu früh zur Arbeit verwendet, wo sie sich überheben, und auf die übrige Lebenszeit zur Thätigkeit und Dienstleistung unfähig gemacht werden. Größtentheils wendet man diese Kinder bei dem Amt eines

Viehhirten an, wo sie in der Gesellschaft anderer Kinder von ihrem Kaliber manchmal im muthwilligen Ringen beschädiget werden, in allen Gattungen böser Sitten und Handlungen Beispiele sehen, welche sie lernen, und nachahmen, oder, wenn sie dieses Amt einzeln und abgesöndert von andern besorgen, dumm wie das Vieh aufwachsen, mit welchem sie ihren einzigen Umgang haben. Andere Kinder reicherer Landleute wachsen größtentheils im Müssiggang auf. Wir haben noch im Lande mehrere Gegenden, wo keine Schulanstalten sind; Dörfer, wo es 30, 40, auch noch mehrere schulfähige Kinder giebt, die gerade darum, weil sie nicht Gelegenheit haben, in der Schule zu seyn, von ihren Aeltern, die den größten Theil des Tages ihrer sauern Arbeit aufopfern müssen, nicht genugsam beobachtet werden können, und falls sie auch beobachtet würden, dennoch, weil die Aeltern selbst in ihrer Jugend nichts gelernt haben, samt ihnen in einer Art von Dummheit verbleiben müssen, und somit nur gar zu oft, wenn das kleinste körperliche Gebrechen dazu kömmt, für die Beförderung des Nahrungstandes auf allzeit verlohren sind.

Eh

Eh der Unterzeichnete seine Meinung über die Quellen des vorerwähnten Uebels schliesset, nimmt er sich die Freyheit, die Bemerkung zu machen, daß man nicht ganz richtig aus der Krippelhaftigkeit unserer Landesleute auf den Mangel arbeitender Hände, und die daraus am Ende entstehende Theurung folgern würde, und dies besonders, wenn man jene entweder lediglich, oder größtentheils zur Ursache der Letzteren machen wollte. Bei allen den vielen Krippeln, unweltläufigen Leuten, die in manchen Gegenden vorkommen, scheint doch das Land nach seinem Flächeninhalt bevölkert genug zu seyn. Ja der Unterzeichnete getrauet sich selbst zu behaupten, daß aus diesen gestümmelten, halbvernünftigen Menschen, denen oft Gehör und Sprache genommen sind, und die noch manchmal zum Ueberfluß auch nicht einmal den geraden Gebrauch ihrer Glieder haben, nicht alle für die Arbeiten des Landmannes und den Feldbau verlohren seyen. Der Unterzeichnete kann seinem hohen Ordinariate 3 Kinder stellen, die Geschwistern sind, und bei ihm in die Schule gehen. Sie sind so dumm, daß sie seit 3 Jahren noch gar

 nichts

nichts gelernt haben. Man erträgt sie in der Schule, weil sie von den Aeltern geschickt werden. Wollte man sie einzeln, Eines ohne das Andere aus der Schule weggehen lassen, so würden sie vielleicht einen halben Tag zu thun haben, um das väterliche Haus zu finden. Und — diese 3 Kinder, so viel dem Unterzeichneten bekannt ist, sind zu Hause bei verschiedenen Arbeiten ganz anwendbar.

Nein! Unser Vaterland hat der arbeitenden Hände genug. Nicht Mangel an Bevölkerung, nicht Mangel an Ackersleuten machet die manchmal sichtbare und drückende Theurung im Lande, sondern Mangel an Thätigkeit, an Bewerbsamkeit, und ein gewisser Luxus unter dem Bauernvolk.

Wir sehen in unserm Vaterlande die höchsten Gebirge bewohnt und urbar gemacht. Es würde nicht einmal vortheilhaft seyn, noch mehrere Gegenden in Felder zu verwandeln, weil die hieraus erwachsene Produkten mit jenen Vortheilen, die aus der Kultur der Wälder entstehen, wodurch sich unsere Bergwerke und die Verschmelzung der Erze erhalten, in gar keinem

Vergleich stehen. Inzwischen erbaut das Land so viel, als es bedarf, und, sofern von den erzeugten Feldfrüchten nichts ausgeführt wird, im Falle eines mißräthigen Jahres aber die Einfuhr aus verwandten Ländern frey stehet, die Konsumpzion endlich der nicht Arbeitenden im Lande nicht überhalten ist, so kann sich das Land, ein Jahr in das andere gerechnet, wenn man das Seinige zu Rath hält, des Ueberflusses sogar erfreuen. Allein es geschieht nicht alles, was geschehen soll. Es fehlt erstens an Thätigkeit. Mancher Gutsbesitzer geht von der Gewohnheit, die er in seinem Haus gefunden hat, keine Spanne breit ab. Er thut an seinen Gründen gerade so viel, daß sie nicht verwildern. Zufrieden, wenn er so viel gewinnt, daß er nicht darben darf, läßt er alle Fünf gerade seyn. Es fehlt an Bewerbsamkeit. Der Bauer studirt seinen Grund nicht, suchet ihn nicht zu verbessern, suchet, auch, wenn er nahe an Städten wohnet, und allerhand Grünes täglich um gutes Geld abgeben könnte, nichts anzubauen, wozu er doch oft so viele müßige Gründe hat. Er spekulirt nicht, er raffinirt nichts, er scheuet sich

in Verhältnisse mit Menschen zu kommen, leget sich nicht, wozu er doch ein offenes Feld hat, auf Handel und Wandel. Kurz das Landvolk überhaupt, besonders im Unterland, ist ein träges Völklein, das maschinenmässig, wie ein Lastthier, sein Joch zieht. Seine Faulheit ist auffallend. Noch durch keine Maßregel konnte das Volk dahin gebracht werden, daß es an abgebrachten Feyertagen arbeite. Es möchte so gerne seine Faulheit mit einer religiösen Ausrede masquiren. Allein, da es durch so viele Belehrungen von geistlichen und weltlichen Obrigkeiten von der Wahrheit überzeugt seyn muß, daß es keine Pflicht gebe, solche Feyertage zu beobachten, bleibt ihm nichts anders übrig, als dem Geseße mit einer blatten Widersetzlichkeit Troß zu biethen, da es nun einmal beschlossen hat, bei seinem Müssiggang zu verharren.

Zu diesen Umstand gesellet sich noch eine gewisse Gattung Luxus unter dem Bauernvolk, dem alle bis hieher in der Absicht, selben abzustellen, erflossene Generalien nicht gesteuert haben. Die Schwelgereyen des Landvolkes sind bekannte Sachen. Mancher Landmann versplittert

an einem Sonn- oder Feyertage mehr, als er die ganze Woche erwirthschaftete, um es zu häuslichen Nothwendigkeiten zu hinterlegen. Auch der elendste Bauer, der weder seine Herrschaft pünktlich zahlet, weder seine Kinder vor Blösse decket, glaubet, daß er Sonn- und Feyertags auf eines der Schenkhäuser seiner Gegend ordentlich installirt seye, und er wird es oft an der diesfälligen Verwendung den Bemittelten zuvorthun. Selbst bei jenen Gelegenheiten, wo sich der Landmann in die Stadt begiebt, um seine Produkten abzusetzen, und den Fortgang seines Hauswesens und seiner Abgaben damit zu unterhalten, füget er sich oft den größten Schaden zu. Es ist eine seltsame Erscheinung, daß wir in unseren Tagen selbst in Kaffegewölbern Bauern finden. In Trinkstuben haben sie sich bei solchen Gelegenheiten von jeher berühmt gemacht. Dazu kommen noch manchmal Spiele, sowohl bei Gelegenheit der Wochenmärkte, als Sonn- und Feyertags am Lande, die wahrhaftig im Stande wären, einen Bürger, der tägliche Einnahmen hat, zu Grund zu richten. Der Gang der Sachen ist ganz natürlich. Nur der Bauer hat

eigentlich das Mittel in den Händen, mit allen Konsumptibilien aufzuschlagen, und den Bürger, den Dikasterianten, und alle Menschen, die von Besoldungen, Pensionen, und Kapitalien leben, in Kontribuzion zu setzen, wenn er bei seiner Trägheit, mit welcher er den Ackerbau vernachlässiget, bei seiner Schwelgerey, in die er sich vertieft, nicht darben zu müssen, auf alle seine wenigere oder mehrere Erzeugnisse den höchsten Preis legt.

Unter diesen Beispielen von trägen, unbewerbsamen, schwelgerischen Hausvorstehern und Aeltern kann wohl was anders erfolgen, als daß sich die Trägheit, Unthätigkeit, Sittenlosigkeit und Mißwirthschaft, die sich weit leichter, als das Gute, bei dem allgemeinen Verderbniß der menschlichen Natur, erlernen lassen, von Kopf zu Kopf fortpflanze, und durch den dümsten Auswurf vom Pöbel ein ganzes Publikum in Theuerung versetzet, und durch den Drang einer nicht weise werden wollenden Generazion am Lande hingehalten werde!

Gegen diese Quellen von Uebeln nimmt sich der Unterzeichnete die Freyheit, die ergiebig-

sten Hilfsmittel so kurz, aber auch so bestimmt, als möglich vorzuschlagen.

Der Volksunterricht wäre vor allen anderen Dingen zu befördern. Daher sollen die Schulen am Lande zahlreicher errichtet, und auf Kösten des Staates zugegründet werden, da es natürlich ist, daß die Herrschaften mit den Beiträgen zum allgemeinen Beßten ohnehin schon nach allen ihren Kräften herbeigezogen sind. Die Lehrer an den Schulen wären gut zu besolden, damit die Lehrstazionen nicht mit Idioten, lüderlichen und niederträchtig gewinnsüchtigen Menschen besetzet werden. Welchen Vortheil kann man sich von einer Schule versprechen, welcher ein Mensch vorsteht, der sich um das tägliche Brod bekümmern muß, und den der Hunger, welchen er bei seinem Amte leidet, seinem Beruf äusserst abgeneigt machen muß! Welche Anlockung kann das für einen Kopf seyn, der Fähigkeit hätte, Lehrer und Freund der Kinder zu seyn, wenn sein Unterhalt so zugeschnitten ist, daß er sich als Handwerksgesell eben so viel, oder noch mehr verdienen kann! Es wären aus öffentlichen Fond bei jeder Schule kleine Preise

für die frömmsten, fleissigsten, besonders aber auf jene Kinder, die aus den entferntesten Gegenden die Schule besuchen, zu verwenden. Die Kreisbereisungen in Schulsachen sollen jährlich unausbleiblich abgehalten, und die Herren Kommissärs mit Vollmachten versehen werden, die dienlich sind, die bei diesen Gelegenheiten vorgefundenen Fehler auf der Stelle zu verbessern, für diejenigen Lehrer, die sich vorzüglich auszeichnen, eine Zulage, oder eine remuneration in Vorschlag zu bringen, und diese vorgeschlagene remuneration auch unaufhaltbar zu erwirken, kurz, jenen Wetteifer unter den Lehrern in Schwung zu bringen, ohne welchen die Schulen ewiglich nur oberflächlich seyn werden.

Inzwischen ist es wahr, daß der größte Theil des Volksunterrichts von der Geistlichkeit abhange. Es wäre also darauf zu sehen; daß nicht nur allein die Katecheten in der Schule sowohl als in der Kirche ihre pünktliche Schuldigkeit erfüllen, sondern daß auch die Predigten am Lande zweckmässiger vorgetragen werden. Die Seelsorger sollen eine bessere Wahl in den Materien treffen, die sie zum Stof ihrer Predig-

ten

ten nehmen. Man sündiget gewiß nicht gegen das Christenthum, wenn man die Leute an heiliger Statte eher zu Menschen machet, um sie alsdenn zu Christen zu machen. Wie man also ohnehin schon durch allerhöchste Vorschriften den Seelsorgern aufgetragen hat, jährlich bei dem Anfang des Schuljahres eine Predigt zu verfertigen, womit die Aeltern ermahnet würden, ihre Kinder fleissig in die Schule zu schicken, so soll man den Seelsorgern auch durch ihre betreffende Konsistorien einschärfen lassen, daß sie öfters durch das Jahr von Erziehung der Kinder an das Volk zweckmässige und verständliche Ermahnungen verfassen, und demselben noch überdies wiederholtermalen beibringen sollen, welche Pflichten gegen die Kinder allen Aeltern obliegen, welche Verantwortung ihrer warte, wenn sie das geistliche und leibliche Wohl ihrer Kinder ausser Acht lassen; daß Fleiß, Thätigkeit, Bewerbsamkeit, Ordnung, Wirthlichkeit, wenn man sie aus der Absicht, seinem Stande damit zu entsprechen, ausübet, gar wohl unter den christlichen Tugenden ihren Platz finden, daß sich das Christenthum ganz wohl mit einer wohlbe-

stell-

stellten Häuslichkeit vereinigen könne, daß ein lockerer, starrköpfiger Unterthan, der die Gesetze seiner Landesverfassung, wodurch er an die Mittel angewiesen wird, die Wohlbehaltenheit seines Hauswesens, und die zeitliche Glückseligkeit seiner Kinder zu befördern, nicht achtet, kein gehorsamer Christ seye; daß Mässigkeit und ein bescheidener Gebrauch der Güter dieser Welt selbst nach dem Sinn des Evangeliums jedermanns Schuldigkeit seye. Die Polizey wird auf der andern Seite zu wachen haben, daß am Lande geschickte Wehmütter und verständige Wundärzte vorfindig seyen, damit bei Niederkunften, und in anderen täglichen Zufällen bei Kindern sowohl als Erwachsenen sich nicht jene Spektakel ereignen, die den ehrlichen Mann, der die Menschheit liebet, so oft weinen machen. Die Schwelgereyen des Landvolks wären mit aller politischen Macht zu verfolgen. In den Städten, woselbst das Landvolk die gewöhnlichen Wochenmärkte besuchet, Vormittag seine Erzeugnisse absetzet, und Nachmittag das Werb seiner Hände vertrinkt und verspielt, wären die Wirthshäuser durch Polizeydiener von selbem zu säubern,

und nicht zu gestatten, daß Landleute über jene Zeit, die ihnen unentbehrlich ist, um sich die nöthige Nahrung zu verschaffen, daselbst sitzen bleiben. Die ohnehin durch allerhöchste Generalien abgeschafften Todtenmahle wären neuerdings ernsthaft zu untersagen, die Gastereyen bei Hochzeiten mehr einzuschränken, und hauptsächlich Sorge zu tragen, daß den Landleuten an abgeruffenen Feyertagen der Müssiggang nicht gestattet werde, mithin diejenigen, die an solchen Tagen in Städten, Märkten, oder anderen ländlichen Wirthshäusern bei Trunk oder Spiel gefunden werden, nicht nur allein der Abschaffung auf der Stelle, sondern auch der Strafe unterliegen sollen. Die herrschaftlichen Beamten hätten endlich ihren Gültensbesitzern einzuschärfen, daß sie bei ihren Dienstleuten all ihr Ansehen verwenden sollen, um sie an solchen Tagen bei der nöthigen Arbeit zu erhalten, und ihre Ehre anzusachen, daß an ihnen der Denkspruch des Syrus Mimus nich erfüllet werde: Minus est, quam servus, Dominus, qui servos timet.

L.

Da fehlt's. Man kann von der Sache nicht genug reden und schreiben.

Eine Predigt von der Kinderzucht.

Das Kind aber wuchs, war voll Weisheit, und die Gnade Gottes war in ihm. Bey Luk. am 2.

Mit diesen Worten beschreibet der Evangelist die ganze Geschichte der Kindheit Jesu Christi. Es ist nicht genug meine Lieben, daß Kinder wachsen, sie sollen, indem sie wachsen, an Weisheit zunehmen, und sollen vorbereitet werden, die Gnade Jesu Christi, die seit ihrer Taufe in ihnen ist, zu erhalten, und durch ihre Wirkung brave, rechtschaffene Menschen zu werden. Die Kinder sind ein Segen Gottes, ein Geschenk des Allmächtigen, ein anvertrautes Pfand, wofür die Aeltern, die dieses anvertraute Pfand in ihrer Obsorg haben, vor Gottes Richterstuhl verantwortlich sind. Der heilige Paulus behauptet, daß jene, die ihren Untergebenen keine Sorge widmen, unglaubige Menschen seyen, ja weit

schlech-

schlechter noch als die Unglaubigen. Wenn nun dies von allen Hausherren, von allen Obrigkeiten, von allen Vorstehern allgemein zu verstehen ist, wie viel mehr muß es von den Aeltern in Absicht auf ihre K nder verstanden werden, da die Natur allen Aeltern einen besondern Antrieb in das Herz pflanzet, das Wohl ihrer Kinder zu wünschen und zu befördern, da sie bei dem Sakrament der Ehe eine ganz besondere Gnade erlangen, um ihre Pflicht an den Kindern zu erfüllen, da sie endlich ihre eigene Ehrliebe, ihr Vortheil, den sie einst von gutgezogenen Kindern in ihrem Alter hoffen können, anspornen muß, sich alle Mühe zu geben, daß ihre Kinder gute Menschen, rechtschaffene Christen und brave Bürger werden. Die Erfahrung lehret es, daß eben jene Häuser die gesegnetesten, die wohlhabendsten seyen, wo die beste Kinderzucht herrscht; und im Gegentheil eben dort, wo man schlechte Kinderzucht pfleget, Friede, Einigkeit, Ordnung, Vergnügen, und die ganze Wirthschaft in Verwirrung gerathe. Ein Zeichen, daß Gottes Wohlgefallen die gute Kin-

Kinderzucht schon hier zu belohnen und berühmt zu machen beschlossen habe.

Die Art der Kinderzucht ist so manchfältig, als die Laune der Aeltern, und die Fehler der Erziehung theilen sich größtentheils in zwey Klassen. Manche Aeltern verderben ihre Kinder mit gar zu grosser Güte: andere hingegen vereiteln das Wohl und Gedeihen der Kinder mit gar zu grosser Strenge. Der ehrliche Mann, der Christ erwählet in der Kinderzucht den Mittelweg, von welchem ich meinen Zuhörern heute einen Begriff beyzubringen suchen werde.

I. In der Erziehung der Kinder muß die Güte das Wesentliche seyn, worauf die Aeltern Rücksicht nehmen.

II. Es muß aber eine männliche Güte seyn, eine ernsthafte Güte, die im Falle der Noth der Strenge nach dem Bedürfniß Platz machet. Gar zu gut und gar zu streng erziehen sind die beyden Quellen, woraus wir so viele Taugenichts für die Welt erhalten.

I.

In der Kinderzucht muß die Liebe das Wesentliche seyn, worauf die Aeltern Rücksicht nehmen. Die Güte, die man in diesem Geschäfte anwendet, giebt den Kindern

a) Ein gutes Herz,

b) Eine gute Laune,

c) Einen gehorsamen Willen.

Die Güte, mit welcher die Aeltern ihre Kinder behandeln, giebt diesen letzteren ein gutes Herz. Die Beispiele der Aeltern sind das Model, nach welchem die Kinder gerathen. Die Aeltern sind größtentheils die ersten, oft die einzigen Menschen, von welchen die Kinder, wenn ich es so sagen soll, leben lernen. Man hat es aus der Erfahrung, daß die Kinder von ihren Aeltern häufig alles, das Gute sowohl, als das Böse annehmen. Wenn demnach die Aeltern ihre Kinder gütig behandeln, so wird in den Kindern ein fester und angenehmer Begriff von der menschlichen Güte erhalten, ihr Herz öffnet sich dem Wohlwollen und der Liebe, und so klein und unmündig ihr Verstand annoch ist, so fühlen und erkennen sie doch schon den Unterschied

des guten und rauhen Betragens, und wie wohl es ihnen seye, wenn man sie nach dem Erstern behandelt. Nun wissen wir ferner, daß allen oder doch den meisten Kindern der Hang angebohren seye, den Menschen zu gefallen, und bei ihnen in Gunst zu stehen, und sie trachten somit auch anderen Menschen gut zu begegnen, weil sie glauben, sie würden sich durch dasjenige, was ihnen so sehr behagt, auch Anderen empfehlen. Mit diesem Hang, in den Augen der Menschen für gut angesehen zu werden, wird ihr Herz vertraut, und sie fangen an, für alle Menschen, nach ihrer Art, edel zu denken, werden überall beliebt, und hüten sich Jemanden zu beleidigen, und solche Sitten anzunehmen, die ehrlichen Leuten mißfallen können, werden wohlthätig, dienstfertig, und tragen sich leicht durch alle die manchfältigen Schicksale, die ihnen in ihrem künftigen Leben bevorstehen.

Zwar muß man bekennen, daß oft die beßten Herzen auch die empfindlichsten, und am leichtesten zu reizen sind. Manch gutes Herz wird eben darum, weil es gut ist, und nicht leicht was Arges wittert, um so leichter niedergeschlagen,

gen, wenn es entweder von Menschen verfolget, oder von Elementen geplaget wird. Man muß eine gute Laune haben, wenn man in der Welt fortkommen will, auch zu einem standhaften Christenthum wird eine gute Laune erfordert. Es bleibt größtentheils wahr, daß uns diejenige Laune, die wir uns in der Kindheit angewöhnen, durch unser ganzes Leben begleitet. Es hängt daher von der Erziehung ab, den Kindern guten Humor zu machen, und ich behaupte, daß man eben dieses bewirke, wenn man die Kinder mit Güte erzieht. Unter dieser Güte verstehe ich väterliche und mütterliche Bereitwilligkeit, und eine mit ganzer Geneigtheit verbundene Freude in alle dem, was man für die Kinder thut, und was man für sie thun kann. Man muß sie anführen, um alles zu bitten, und man muß ihnen alsdenn das, was billig ist, mit einer wahren Willfährigkeit geben, sobald sie aber um etwas anlangen, was ihnen schädlich, was ihnen nicht angemessen ist, es ihnen mit Manier, mit guter Art abschlagen, und ihnen mit einem sanften Ton sagen: **Kind! Dies gehört nicht für dich. Du erhältst dies**

 nicht.

nicht. Dabei muß man standhaft, und mit Fassung verharren, auch in jenem Fall, wenn das Kind es ertrotzen will. Dieses Benehmen zieht einen unvergleichlichen Humor. Wenn das Kind gewohnt wird, es zu wissen, daß der Wille der Aeltern, der sich einmal erkläret hat, unerschütterlich bleibt, und daß es keine kindischen Kunstgriffe giebt, das Herz der Aeltern zu beschwatzen; wenn das Kind überzeuget ist, daß es billige Dinge ohne Anstand erhält, lernt es, gewisse Dinge, die es nicht erhält, für schädlich anzusehen, und sich über die Verweigerung derselben zufrieden zu geben. Wendet man aber in solchen Fällen Grobheit und Ungestüm an, so scheucht man die Kinder zurück. Nicht Erkenntniß und Liebe berathet sie, sondern die Furcht machet ihr Begehren, nicht aber ihren Wunsch verstummen. Sie werden mürrisch, verlegen sich auf das Schmollen, begegnen Andern eben so rauch, die von ihnen etwas fordern, werden durch jede Kleinigkeit in üble Laune versetzet, und bleiben für alle Zeiten der Gesellschaft der Menschen zur Last.

Endlich machet eine gütige Erziehung auch, daß die Kinder einen folgsamen Willen erhalten, und gerne gehorsamen. Auch wir erwachsene Menschen, die wir von der Völle des Verstandes geleitet werden, gehorsamen noch einmal so gerne, wenn uns unsere Vorsteher mit guter Art ihre Willensmeinung erklären. Ein Fürst, ein Beamter, ein Richter, ein Hausherr, der seine Untergebene mit Liebe behandelt, wird selbe mit Ruhe und Vergnügen leiten. Oft, sehr oft werden sie seinen Befehlen zuvor kommen. Wie viel mehr muß man nun bei den Kindern, die nicht soviel aus Ueberzeugung als aus Liebe und Neigung folgsam sind, den Bedacht dahin nehmen, daß man ihre Folgsamkeit mit Güte ermuntere! Fällt diese Ermunterung, diese liebvolle Begegnung weg, wo wird wohl der Gehorsam bleiben? Ja ich will es zulassen, daß die Kinder alles vollziehen, was der Vater mit geballter Faust, mit dem Stocke in der Hand, mit der Ruthe unter dem Arm befiehlt. Aber — aus den Augen, aus dem Sinn. Ein gemißhandeltes, ein rauh erzogenes Kind wird seine Aeltern selten lieben, wird sie betrügen, und so

 bald

bald es hoffen kann, der Mißhandlung auszuweichen, wird es alles jene, was man von ihm gefordert hat, sicher bleiben lassen, und sich freuen, wenn es im Stande war, durch Trug und Lügen, durch Heicheley und Zweydeutigkeit diejenigen getäuscht zu haben, die es nicht liebet. Solche Kinder sind aber auch auf dem beßten Wege, ihr zeitliches und ewiges Glück gering zu achten, in der Befriedigung ihrer Einfälle und Leidenschaften ihr größtes Glück zu suchen, und verhärtete Ausschweiflinge zu werden.

Jedoch jede Regel hat ihre Ausnahme. Weñ eine zu strenge Erziehung dem Wohl der Kinder schädlich ist, so ist es die gar zu gelinde, wodurch die Kinder verzärtelt werden, noch viel mehr.

II.

Aus den Kindern, die zu grosse Strenge zu mürrischen, heichlerischen, schmollenden, ungebährdigen Menschen zu machen geeignet ist, entschlüpft doch manches, dem die Natur vielleicht mehr gute Anlage gegeben hat, dem Verderbniß. Es hält die grausame Erziehung blutzeugenmässig aus, gewöhnet sich an Widersprüche,

füget

füget sich unter den eisernen Scepter, duldet, schmiegt sich, und wird zwar schüchtern, aber bleibt doch der Ehre der Menschheit vorbehalten. Aus jenen Kindern hingegen, die in ihrer Jugend verzärtelt werden, wird gewöhnlich nichts. Ich verstehe unter der Verzärtlung eine unbescheidene, übertriebene Liebe, womit man den Kindern in allen Fällen schmeichelt; auch wenn sie boshaft sind, und Fehler begehen. Ich verstehe darunter eine gewisse Nachlässigkeit, womit man ihnen alles zu guten hält, nichts an ihnen ahndet, sie nie wegen ihren Leichtfertigkeiten bestrafet. Ich verstehe darunter eine unwiderstehliche Schwachheit, womit man ihnen nichts abschlagen kann, ihre Fehler gegen andere Menschen schützet, und ihren aufgestellten Lehrmeistern die Vollmacht benimmt, sie so zu behandeln, wie sie es verdienen. Durch eine solche Verzärtelung, ohne, daß unter hundert Kindern Eines eine Ausnahme mache, werden die Kinder

a) Für den Umgang unerträglich,
b) Für die Häuslichkeit unbehilflich, und
c) Für das Christenthum verlohren.

Niemand ist der menschlichen Gesellschaft unerträglicher, als derjenige, der eine grosse Porzion Eigensinn besitzet, mit dem er bei allen Gelegenheiten keinem Menschen nachgeben, sich selbst aber doch von allen übrigen Menschenkindern die strengste Nachgiebigkeit verschaffen will. Derjenige, der immer nur sich selbst lobet, und alle Andere verachtet, der Keinem gut begegnet, sich selbst aber von allen übrigen Menschen anbeten lassen will, ist die größte, die unausstehlichste Geisel der Gemeinde, in welcher er lebet. Und — gerade diejenigen Kinder, die in ihrer Jugend durch die Affenliebe ihrer Aeltern verzärtelt werden, wachsen zu solchen Menschen auf. Von ihrer ersten Kindheit her gewohnt, immer den eigenen Willen zu haben, und sich schmeicheln zu lassen, fordern sie von allen Menschen Alles, und leisten allen Menschen Nichts, meinen, daß alles, was sich nur rühren kann, ihre Begierden zu befriedigen, in der lieben Gotteswelt dasey. Sie sind in ihren Augen der Abgott, der allein aller Beräucherung würdig scheint. Wer möchte nicht lieber kein Kind gezeuget haben, als Vater von einem Geschöpfe seyn, in

welchem diese meine Behauptungen wahr werden! O Aeltern! Die Verzärtelung in der Erzirhung, die heute zu Tag so gewöhnlich ist, muß euere Kinder zu solchen Unmenschen bilden. Seyd behutsam, eure Liebe seye männlich und ernsthaft, und bei der ersten Spur, daß sich eure geliebten Kinder übernehmen, stolz und gebieterisch werden können, lasset es nicht an Ahndungen ermangeln! Das Beispiel des Patriarchen Jakobs belebe euch! Sein vielgeliebter Sohn Joseph erzählte ein Traumgesicht, in welchem sehr viel von der künftigen Erhöhung dieses Sohnes, und von der Erniedrigung seiner Brüder wunderbarer Weise vorbedeutet wurde. Allein der Vater, besorgt für die Rechtschaffenheit seines Kindes, dem, wie er glaubte, solche Träume Gelegenheit geben könnten, ein stolzer Mensch zu werden, ließ sich von der warmen Liebe zu diesen Sohn nicht abhalten, ihm über diese Offenbarung einen kräftigen Verweis zu geben. Folget diesem Beispiel nach, und dämpfet die Leidenschaften eurer Kinder, die, wenn man sie ausbrechen läßt, selbe zu Despoten ihrer Brüder und aller übrigen Mitmenschen, sie mit ei-

nem Worte zu den unerträglichsten Menschen machen werden.

Berechnet aber auch liebe Aeltern, wie unbehilflich eure Kinder durch Verzärtelung für ihr eigenes häusliches Glück werden müssen. Thätigkeit, Arbeitsamkeit, Bewerbsamkeit machen die Menschen glücklich. Die wahre Ursach, warum wir so viele arme Familien haben, ist, weil die Menschen so wenig thätig sind. Wollen wir davon die Urquelle einsehen, so liegt sie in der Erziehung. Verzärtelte Kinder bleiben Taugenichts. **Dem Manne ist es gut**, sagt die Schrift, **wenn er das Joch von Jugend auf getragen hat.** Ein Kind, das sich durch die allzugrosse Liebe der Aeltern geschützt weiß, verscheut alle Mühe, wird die Schule fliehen, oder in der Schule nichts thun, wird auch zu Hause unnütz seyn, sich zu nichts verwenden lassen, wird vom Schwalle seiner Einfälle hingerissen, an den Gassen herumlaufen, Muthwillen und Ungebührlichkeiten treiben. So wächst es auf, und nichts wird aus ihm. Der Bub wird ein Spieler, ein Nachtschwärmer, ein Trunkenbold, ein Pralhanns, der überall den

Grössen machet, wo ein Kreuzer Geld zu verschleudern ist. Das Mädel wird eine Putzdocke, eine freche, unvorsichtige Person, die keine Wirthschaft kennt, als jene, durch die man sich Anbether schafft. Der Mann, der Narr genug ist, dieses Geschöpf zu seinem Weib zu machen, wird von selbem zugrundgerichtet werden.

Wie wird es endlich bei eueren durch übertriebene Liebe verzärtelten Kindern mit dem Christenthum stehen? Dies könnet ihr euch leicht vorstellen. Das Verderbniß kömmt durch diese Erziehung auf natürlichen Wegen. Verzärtelte Kinder fliehen die christliche Lehre, werden auch von ihren Aeltern dazu gar nicht angeleitet. Es mangelt ihnen daher schon der gehörige Unterricht zu einer Zeit, da sie durch die ersten einfachen Grundbegriffe zur Standhaftigkeit in ihrem Christenthum vorbereitet werden sollten. Verzärtelte Kinder, wie wirs schon gehöret haben, wachsen zu Menschen auf, die kenen Widerspruch vertrageu können, die den Gehorsam hassen, die ihre Leidenschaften lieben. Wenn sie nun in den Fall kommen, wo ihrer Eigenliebe etwas schmeichelt, was auf der an-

dern Seite das Geboth Gottes untersaget, wer wird hier siegen, die Natur, oder das Geboth? Verzärtelte Kinder wachsen zu Menschen auf, die keine Achtung, keine Liebe gegen den Nebenmenschen gelernet haben. Wenn sie nun in den Fall kommen, wo sie die angebohrne Schadenfreude über das Unglück des Nebenmenschen anwandelt, da ihnen auf der andern Seite das Christenthum befiehlt, den unglücklichen Nebenmenschen mit eigener Aufopferung zu retten, wer wird hier siegen? Die Kälte für fremdes Menschenglück, oder das wohlthatpredigende Evangelium? Die Beobachtung der Gebothe Gottes und der Kirche fordert einen standhaften Mann, der sein eigenes Interesse, seine Vorliebe, seine Bequemlichkeit zu jeder Stunde der höhern Pflicht aufzuopfern im Stande ist. Kann man wohl hoffen, daß Kinder, die in ihrer Jugend verzärtelt, Kinder, denen ihre erstern Jugendstreiche von der Liebe der Aeltern, die keine Gränzen hat, nachgesehen werden, solche standhafte Menschen werden mögen? O nein! Die Söhne des Priesters Heli sind die Muster sol-

cher

cher Kinder im alten Bunde, und im neuen laufen die Originals auf allen Gassen herum.

Es giebt inzwischen Fälle, wo die Aeltern das Aeusserste gethan haben, den Kindern die beßtmöglichste Erziehung zu geben, und die Kinder doch nicht gerathen. — Traurig genug für jene, denen dieses Unglück begegnet! Aber tröste dich armer Mann, der du in dem Falle bist! Das Unglück ist selten, und eine harte Prüfung für dich. Je mehr es dich kränket, deine Pflicht ohne Frucht erfüllt zu haben, je mehr Beweis ist es, daß du deine Schuldigkeit wirklich nicht unterliessest, und um so mehr Versicherung soll es dir seyn, daß du an dem Verderben deines Kindes keine Schuld trägst, und daß Gott das Blut deiner ausgearteten Kinder nicht von deinen Händen fordern werde. Der allgütige Gott verleihe, daß der gute Wille braver Aeltern allzeit fromme, und daß ihre Kinder wachsen, gestärket, voll Weisheit werden, und die Gnade Gottes in ihnen sey! Amen!

LI.

LI.

Gewisse Grundregeln in der Seelsorge, nach welchen sich Isidor Selig in seinen Amtsverrichtungen hielt, und die er manchmal seinen Kaplänen und anderen Geistlichen gelegenheitlich mittheilte.

1.

Die Wahl eines Beichtvaters hat vielen Einfluß auf das Wohl eines Pönitenten. Wenn alle Seelsorger nach gleichen Grundsätzen, mit der nämlichen Pünktlichkeit und Bescheidenheit über die Gebrechen ihrer Beichtkinder urtheilten, sie nach gleichen Hinsichten behandelten, auf gleiche Mittel wider die Sünde hinwiesen, gleich zweckmässige Bußübungen den Beichtenden auferlegten, dürfte es auch äusserst gleichgiltig seyn, wem der Christ sein Vertrauen schenke. Es ist nicht ganz auferbaulich von den Glaubigen, daß man die größte Schaar von Pönitenten gewöhnlich vor den Thüren jener Beichtväter sieht, die sich selbst darauf was zu guten thun, und von Vielen darum gerühmet werden, daß sie die Sache kurzweg abzumachen pflegen. Aus allen Eitel.

telkeiten, die ein Geistlicher an sich haben kann, ist jene gewiß die größte, die man begeht, indem man sich Jemanden zum Beichtvater aufdrängt, und seine Mitbrüder, an die sich mehrere Pönitenten anschliessen, mit neidischen Augen betrachtet. Man hat genug darüber zu verantworten, was Einen hier im Kleinen treffen kann. Man darf nicht erst die Verantwortlichkeit über behandelte Gewissenssachen im Grossen suchen. Thu deine Schuldigkeit bei jedem, der dich zum Gewissensrath machet, und je Wenigere dich alsdenn suchen, um so mehr kannst du überzeuget seyn, daß dir der ewige Richter wegen deiner Nachsicht nichts vorzuwerfen haben werde.

2.

Wenn sich einem Seelsorger am Lande nicht so viele Fälle darbiethen, wobei er seine Wissenschaft brauchet, um über den Fall ein gesundes Urtheil zu schöpfen, als in den Städten, wo die Sünde mehr raffinirt wird, so gehöret doch ungemein viel Geschicklichkeit dazu, daß man über die nöthige Vorbereitung und die wahre, innere, übernatürliche Empfindung der Kinder

und Landleute überzeugt seyn könne. Die Beichten, welche zu geschehen pflegen, weil es schon zur Gewohnheit geworden ist, an diesen Tägen zu beichten; weil es Aeltern und Hausvorsteher befohlen haben, weil Andere sich dazu bequemen, ohne daß der Geist der Busse das Herz geleitet hat, sind größtentheils so beschaffen, daß Leute, die uns sogestaltig in den Beichtstuhl kommen, allererst zugeschnitten werden müssen. Auch die Begriffe von Reue und Vorsatz sind bei Kindern und Landleuten, meist so unvollständig und oberflächlich, daß man ihren glatten Worten fast nie trauen darf, sondern das Herz allererst durch aufgestellte Beweggründe in Rührung und Aufmunterung gesetzet werden muß. Ein Seelsorger, der einen guten Willen hat, jedesmal seine Pflicht zu thun, wird von der Gnade Gottes gewiß so viele Leitung erhalten, daß er seinen Pönitenten in die wahre Verfassung setze. Ich habe manchmal darüber nachgedacht, warum ich in der nämlichen Stunde, mit der nämlichen Absicht, meine Pflicht zu erfüllen, bei diesem Beichtkinde eine weit nachdrücklichere Wohlredenheit anbringen konnte, bei einem Andern

dern aber weniger beredt, und mehr in trockenen Vorstellungen geblieben bin, was ich mich auch anstrengte. Ueber solche Begebenheiten kann man sich gewiß nicht anderst beruhigen, als durch den Gedanken, daß der allmächtige Gott nach dem Bedürfniß des Pönitenten einem fleissigen und gutgesinnten Priester seine Kraft verleihe.

3.

Wer seine Beichtkinder alle mit blossen Gebethen gerade zu, ohne auf eine Verhältniß Rücksicht zu nehmen, abfertiget, gehöret sicher unter jene Priester, die mit den Sakramenten schleudern. Die Busse besteht in guten Werken, und das Gebeth gehöret in die Klasse derselben. Allein es ist dem Pönitenten oft nicht angemessen, ihn mit Gebether zu überhäufen, auch sind die Sünden des Beichtkindes nicht von der Art, daß das blosse Gebeth zugleich zur Genugthuung und zugleich als Mittel gegen die Sünde aufgestellet werden könnte. Bei einem hartherzigen, unempfindlichen Menschen mußt du auf Liebesdienste und Allmosen Rücksicht nehmen. Bei einem Wohllüstling mußt du Werke wählen, wobei dem Körper eine Unbequemlichkeit, eine Ein-

schränkung widerfährt. Bei einem Rachgierigen und Stolzen mußt du auf Betrachtungen dringen, die den Menschen mit seinem Nichts, mit seinen eigenen Fehlern, und mit der Bändigung seines Temperaments vertraut machen. Wenn du auch für gut findest, deinen Beichtkindern Gebethe aufzulegen, mußt du dieselben immer mit einer gewissen Meinung, mit einer gewissen Rücksicht, mit einer gewissen Zeit, mit einer gewissen Art und Weise vereinbaren, die dem Stande und den Bedürfnissen des Beichtkinder angemessen sind.

4.

Es ist ein äusserst wichtiges Werk für einen Seelsorger, einen Kranken sogestaltig vorzubereiten, daß er mit einer treflichen Anlage, vor seinem ewigen Richter zu bestehen, aus der Welt gehe. Der erste Schritt, den du machen mußst, um dich eines solchen Menschen, den du der Ewigkeit gut vorbereitet hingeben sollst, zu versichern, ist, daß du sein Vertrauen erwirbst. Um dieses zu erwerben, mußst du dich ihm in der Gestalt eines Menschenfreundes zeigen. Indem du kömmst, um seine Seele zu den letzten

Kampf

Kampf auszurüsten, mußst du ihn fühlen lassen, daß dich seine Krankheit, seine Bedürfnisse rühren. Er muß an dir seinen geistlichen Vater sehen, der sich um alle Umstände seines Kindes bekümmert, und seine Leiden zu lindern den wahren Willen hat. Erkundige dich demnach, ob dein Kranker Arzneyen, ob er Labungen, ob er die gehörige Nahrung, ob er die unentbehrliche Wartung habe, und fehlt es irgendwo, so nehme dich seiner an, verschaffe ihm Hilfe, Linderung, berede die Hausleute, die Nachbaren und andere gute Menschen zur Unterstützung, trage aus deinen eigenen Mitteln nach deinen Kräften etwas bei, und lasse es an keinem Dinge fehlen, woraus es dein Kranker schlüssen kann, daß du sein zeitliches Wohl, sofern es noch herzustellen ist, eben so, wie das ewige verlangest! Und — wenn du dann aus deinem Kranken nicht machen kannst, was du willst, so sage, daß ich nie die kleinste Kenntniß von den Pflichten eines Kuraten gehabt habe!

5.

Besuche deinen Kranken so oft, als es deine Umstände zulassen, aber nie zu lang, damit

es weder dir, weder ihm überlästig werde. Ich weiß nicht, was ich aus jenen Seelsorgern machen soll, die sich dem Kranken oft halbe Tage aufdringen, und den Beweis geben, daß sie so äusserst wenige Geschäfte haben, daß ihnen der Krankenbesuch zur Unterhaltung geworden, und dienlich für die lange Weile sey. Der Kranke liebet seinen Gewissensrath, er freuet sich über seinen Besuch, aber es haben auch schon manche Kranke darüber geklaget, wenn solche Besuche zu lang gewähret haben, besonders wenn sich die Seelsorger durch die lange Zeit ihres Aufenthaltes nicht gehörig zu benehmen wissen. Es giebt freylich manchmal einen Kranken, der gerade entgegengesetzte Grundsätze hat, und seinen Beichtvater gerne an sein Krankenbett anklammern möchte. Kannst du es in diesem Falle mit deinen anderweitern Pflichten vereinbaren, so harre bei deinem Kranken aus! In diesem Falle erweisest du ihm eine Wohlthat, und gewinnest sein Herz ganz. Kurz, um das Vertrauen deines Kranken zu erlangen, mußst du ihn studieren, seine Laune erforschen, seine gute und schwache Seite ausfindig machen, und alles zu seinem Wohl anwenden.

6.

6.

Der Tod ist, physisch betrachtet, aus allen Uebeln das größte. Die menschliche Natur erzittert vor dem letzten Augenblicke des Lebens, und so viele Mühseligkeiten dieses Erdenleben begleiten, hat es doch für jeden Menschen einen gewissen Liebreiz. Die Menschen, die das höchste Alter erreichen, und somit von den Widerwärtigkeiten der Welt aus eigener Erfahrung das beßte Zeugniß geben können, sind oft mit der größten Anhänglichkeit an dieses Leben geknipft, und ergeben sich in den Willen Gottes, der sie von dieser Welt abfordert, schwerer, als junge Leute. Völlige Gleichgiltigkeit gegen den Tod findet man aber bei allen Menschen äusserst selten. In dieser Lage der Sachen ist es also ganz natürlich, daß man in der Krankheit die kleinste Hoffnung zur Genesung aufhasche, daß man sich äusserst gerne berede und bereden lasse, unser Ende sey noch nicht so nahe, und unsere letzte Stunde werde noch so bald nicht schlagen. Diese Anhänglichkeit an das Leben, dieser Hang zum Trosthaschen ist auch die wahre Quelle, warum so viele Menschen in der äussersten Gefahr des

Lebens sich sicher glauben, und die Gefahr so wenig kennen, daß sie sich mit allen Dingen, nur mit der wahren Vorbereitung zu den Tod in dem Todtbette nicht beschäftigen wollen. Da trift nun die Pflicht, solchen Menschen über ihre Gefahr die Augen zu öfnen, größtentheils den Arzten, oder den Seelsorger, der manchmal die Aussage des Erstern zu Hilfe nehmen muß, um die Gefahr glaubwürdig zu machen. Hier bedarf es grosse Klugheit von Seite des Seelsorgers, um weder das Vertrauen des Kranken zu verlieren, weder seinen Tod zu beschleinigen.

Man muß nicht mit der Thüre in das Zimmer stürzen. Thut der Kranke seine Schuldigkeit auf allen Fall, hat er eine letztwillige Anordnung gemacht, hat er die Sakramenten begehret, um nicht unvorbereitet zu seyn, und hoffet er übrigens noch, besser zu werden, so hüte dich, ihm mit dürren Worten seine Hoffnung zu nehmen! Noch leben wollen, noch besser zu werden wünschen ist ja keine Sünde, ist ein Mittel, sich die gegenwärtige Angst und die Leiden, wenn auch nur in der Einbildung zu erleichtern. Raube ihm dieses schwache und grundlose Vergnügen nicht,

und

und erhalte ihn nur in seiner Resignazion auf allen Fall! Das heftige Herbeyrufen des Todes, die übertriebenen Wünsche, aufgelöset zu werden, die manche Geistliche bei den Sterbenden erregen, oder auf welche die Kranken selbst verfallen, sind oft nichts als Ungeduld über die Schmerzen, die sie leiden, und derer sie gerne los würden, oder Heicheley. Der Christ stellet alles seinem Gott heim, und erwartet von seinem allgütigen Vater, daß er alles, was, und wie es kommen wird, zu seinem Beßten anordnen, und daß er ihn nicht mehr werde leiden lassen, als er tragen kann.

7.

Es ist gewöhnlich, daß man bei vielen Sterbenden eine außerordentliche Furcht vor dem Tod antrift; besonders bey denjenigen, die ihre Gefahr fühlen, und nicht grosse Schmerzen leiden, und mithin mehrere Anlage haben, ruhig auf ihr vergangenes Leben und auf die Zukunft nachzudenken. Diese Furcht ist wohl sehr natürlich. Man muß solchen Leuten nicht mit einer unsinnigen Kälte, die einem gesundrn Menschen eigen eyn kann, die Furcht abschwaßen wollen; denn

so was würde den Sterbenden nicht beruhigen, und den Beichtvater beschimpfen. Man muß ihm sagen, daß diese Furcht ein natürlicher Gesellschafter des Todes seye, daß sich vor der Ewigkeit fürchten ein Schicksal jedes sterblichen Menschen seye, daß die lieben Heiligen Gottes, die ihr Leben in einer Reihe von vielen Jahren gottselig zurückgeleget haben, von dieser Furcht nicht frey gewesen seyen, daß Jesus Christus am Kreuz seine Angst vor seinem Hinscheiden mit lautem Ton ausgedrücket habe, daß wir also auch nicht verlangen müssen, von einem Dinge frey zu seyn, dem sich früher oder später alle Menschen unterziehen müssen; daß Sterben eine Pflicht seye, und daß wir diese Pflicht eben so, wie jede andere strenge Pflicht, sie möge hart oder leicht seyn, uns gefallen lassen müssen. Indessen kann man den Kranken versichern, daß diese Furcht nicht immer währen könne, daß es uns in jenem Grade leichter seyn werde, in welchem wir uns unserer Auflösung nähern.

8.

Eben daher soll der Priester einem Sterbenden nichts vorlesen, und nichts vorsagen, was

ihn mehr in die Furcht vor dem schrecklichen Gericht Gottes, als in die Liebe und in das Vertrauen gegen seinen liebenswürdigen Vater versetzen kann. Nur einem verstockten, zur Busse ganz ungeneigten Menschen, der zum offenbaren Nachtheil seiner ewigen Seligkeit mit seiner unentbehrlichen Vorbereitung spielen wollte, würde man mit nachdrücklichen und erschütternden Wahrheiten zusetzen müssen, um das Aeusserste zu versuchen. Leute, die die Pflicht ihrer Vorbereitung erfüllen, sind sanft auf dem Wege des Todes ihrem Ziele zuzuführen. Die Erweckung eines lebhaften Glaubens für die Lehre Jesu Christi, die Vermehrung einer gründlichen Hoffnung auf seine Verdienste, auf seine Gnade, auf seine Verheissungen, und über alles die Anfeuerung des Herzens zur Liebe gegen einen für uns so guten, an sich selbst unendlich liebenswürdigen Vaters sind die zweckmässigsten Behelfe, wodurch man einem Sterbenden die Furcht vor dem Tod vermindert. Man muß ihm beibringen, daß gerade diese Angst, gerade diese Furcht, wenn man sie auszustehen bereitwillig ist, weil Gottes unerforschliche Rathschlüsse sie dem sterbenden

Menschen bestimmen, eben jenes Opfer seyen, über welches sich kein Grössers denken läßt, daß eben diese heldenmässig ausgehaltene Todesangst der rechtliche Beweis jener Freundschaft seye, die uns an Gott ankettet, daß dieses nach dem Sinne Jesu Christi die höchste Liebe gegen Gott genennet werden müsse, indem man sein Leben für Gott seinem Freund hingiebt; daß es endlich keine menschliche Handlung geben könne, die der ewigen Belohnung so würdig ist, als eine standhafte Ergebenheit in den Tod.

9.

Und — All dies muß der Priester dem Sterbenden nicht mit einem angestrengten fürchterlichen Gebrülle, das seine Organe erschüttert, sondern mit einer sanften väterlichen Stimme, mit einem Tone, der sich an das leidende Herz schmiegt, vorsagen. Er muß seine Trostsprüche nicht mit weitläufigen Umschreibungen, mit unendlichen Wiederholungen, sondern in kurzen, abgebrochenen, vielbedeutenden Auszügen anzubringen suchen. Auch das ununterbrochene Zusprechen behagt weder den Sinnen, weder der Seele des Sterbenden. Er muß bei der Schwä-

thung seiner Gesinnung Zeit haben, einen nützlichen Gedanken zu fassen, muß nicht von einem Schwalle der Wörter überschwemmet werden. Unter den ersten Kranken, die ich über mich nahm, beschämte mich Einer sehr nachdrücklich. Er lag die ganze Nacht in der Gestalt eines Sterbenden. Ich sprach ihm von Zeit zu Zeit, wenig auf einmal, und sehr manierlich vor. Mit dem anbrechenden Tage öfnete er die Augen, und gab mir die Verwunderung zu verstehen, daß ich noch da wäre. Auf meine Frage, ob er meine Zusprache nicht gehöret habe, sagte er mir lächelnd! O es ist wohl sehr gut, daß Sie Ihren Kranken so bescheiden zusprechen; denn ich versichere Sie Herr Isidor: Sie haben mich in meinem Schlummer nicht im mindesten gestöhret.

10.

Alles in eine Hauptsumme zusammenzufassen, soll der Priester sich kräftig vorstellen, daß er der sichtbare Schutzengel der Kranken und Sterbenden seye, daß ihre Pflegung eine seiner Hauptpflichten ausmache, daß er diese Pflicht studiren und verfeinern müsse, daß sie, wenn er ihr mit

Thätigkeit entspricht, der Haupttrost an seinem eigenen Sterbbette werden müsse, indem er sichs versprechen kann, das der ewige Vergelter alles Guten, der sich anheischig machte, auch die Darreichung eines Trunks kalten Wassers nicht unbelohnt zu lassen, einem Manne, der in seinem Leben so viele Menschen in der wahren Anlage, vor dem Gericht Gottes mit Ehren zu bestehen, hinübergeschickt hat, seine letzte Gnade nicht entziehen werde. Herrlich ist dein Beruf Priester, herrlich und groß — Dornicht mitunter, und auffordernd zu verschiedenen Aufopferungen — Aber du mußt wissen, daß derjenige, der im Amte eines allgemeinen Erlösers mitzuarbeiten bestimmet ist, nicht zu Kleinigkeiten berufen seyn kann. Trage die Last des Tages und der Hitze mit Wärme! Dein Lohn wird auch unnennbar seyn. Sey des hohen Priesters, der dich zum Mitgenossen seines Geschäftes gemacht hat, würdig, um an seiner Herrlichkeit Theil zu nehmen! Amen!

LII.

Der Verfasser machet dem Leser die Zeche.

Lasse uns zusammenrechnen lieber Leser, was du mir — und was ich dir schuldig bin! — Ich habe dir ein Büchlein in die Hand gegeben, das dich auf eine kurze Zeit unterhielt, und — vielleicht auch erbauete. Nützlicher ist dirs gewesen, als wenn du ein Paar Revoluzionspredigten vom Eulogius Schneider gelesen hättest. — Aber wie komme ich auf diesen Mann? Sehr zufällig. — Du weißst es ja lieber Leser, daß ich gerne schwärme. Und — da ist mir nun eingefallen, zu wünschen, daß auch meine Gedichte in dem vorliegenden Büchlein so treflich seyn möchten, als die Ode, die Eulogius Schneider an den höchstseligen Kaiser Joseph gemacht hat. Jedem das Seinige! — Es war ein Meisterstück.

Du wirst übrigens wohl gemerket haben, daß ich dich, wenn ich auf deine Pflichten zu sprechen kam, zu keinen Bigotten machen wollte, darfst also nicht unwillig auf mich seyn, wenn ich unter deiner Pflicht, die ich dir hin und wieder zu verstehen gab, nichts weiter forderte,

als,

als, was du wirklich schuldig bist, bis nun aber nicht für deine Schuldigkeit ansahst. Es würde närrisch von dir seyn, mir den Spiegel auf den Kopf zu werfen, in dem ich dir deine wahre Gestalt zeigte, die du haben solltest, und die du hast.

Du bist wohl etwa gar neugierig zu wissen, wessen Standes, Profession und Handthierung ich seye. All dies muß dir gleichgiltig seyn. Ich bin ein Freund der Wahrheit. Du meinst, als Geistlicher soll ich die Bescheidenheit haben, die Fehler meiner Mitbrüder nicht zu entdecken, und als Weltmann soll ich mir die Lust vergehen lassen, die Klerisey zu richten. — Aber Lieber! Da hast du eine feine Einleitung gemacht, um mich zu rezensiren. Daß du in beiden Voraussetzungen irrig daran bist, dies ist meine Antwort. Wenn du meine Ankündigung gelesen hast, so brauchst du über meine Herkunft kein Dilem aufzustellen. Um dir übrigens auf geradem Wege zu antworten, wisse, daß jeder rechtschaffene Weltmann das Recht habe, sich aus vollem Herzen mit dem frommen Wunsch zu beschäftigen, daß die Christenheit mit guten Seelsorgern

gern bestellt seyn möge. Wer seine Religion kennet und liebet, weiß auch zugleich, wie sehr die Erhaltung und die Verbreitung derselben von der guten Eigenschaft der Religionsdiener abhange, und — du wolltest, daß diese Einsicht nicht einen frommen Wunsch zur Folge habe; oder daß ein Rechtschaffener, wer er immer seye, seinen Wunsch, daß es lauter biedere Volkslehrer geben möge, nicht äussern solle!!

Was willst du denn mit dem Ausdruck: **Ein Weltmann ist nicht befugt die Klerisey zu richten?** Wenn du die Spottschriften darunter verstehst, die auf die Unterdrückung der Klerisey überhaupt losgehen, jene Männleins und Bübleins, die wegen menschlichen Schwachheiten einzelner Geistlichen den ganzen Stand der Klerisey als eine Gemeinschaft von Heichlern anschnauzen; die, weil sie nun einmal wissen, daß der Clerus durch seine Orthodoxie noch immer der Fortpflanzung ihrer Deisterey und der Unsittlichkeit im Wege steht, das ganze Corps der Geistlichen hassen, und alles, was von ihnen herkömmt, für Pfaffentrug und Vorurtheile erklären; die ohne andere Behilfe, als ihren mit-

telmässigen Verstand, der ganz von Grundsätzen der Immoralität besudelt ist, über Glauben, Religion, und Seelsorgspflichten radotiren, wenn du diese Insekten unter dem Weltmann verstehest, wenn du diesen affektirten Richterspruch verscheuest, hast du Recht, vollkommen Recht lieber Bruder! Aber verdenke keinen ehrlichen Mann, der aus guten Absichten und mit Schonung desjenigen, welcher seine Schuldigkeit thut, dir deinen Fehler vorhält, damit du ihn erkennest, und vermeidest. Er richtet dich nicht, er schildert nur das, was ohnehin zur Publizität gekommen ist. Er deutet auf kein Original, um es öffentlicher Beschämung preiszugeben. Jedes soll sich in seiner Schilderung selbst finden. Wäre ich also ein Weltmann, warum solltest du die Lehren von mir nicht angenommen haben, die ich dir gab? Wer dich zu deiner Pflicht zurückführet, ist ein Wohlthäter, und Wohlthaten verwerfen, die man bedarf, ist immer Unsinn, sie mögen herkommen, wo sie wollen.

Aber nein! Ich bin dein Mitbruder, ich bin deines Berufes, und ich würde mich für den elendesten Menschen halten, wenn ich bei deinen

Feh=

Fehlern, die ich rügte, auch deinen Namen gebraucht hätte. Dies habe ich aber nicht gethan lieber Bruder! Ich habe nur von deinen Fehlern geredet, die von Seite mehrerer als unserer Zunft in die Augen fallen, und weltkündig sind, und — meinest du nicht, daß gerade in dem Fall, wenn jemand aus unserer Zunft auftritt, um diese Fehler zu rügen, die Weltleute, die sich manchmal in unserm Betragen stossen, dadurch auferbauet werden, da sie sehen, wie wir unsere Fehler nicht durchgängig begünstigen, weil wir uns Mühe geben, Einer den Andern zu bessern!

Wenn du mein Büchlein von dieser Seite nahmst, bist du ihm gewiß nicht gram geworden, sollte ich dir auch einen Beichtspiegel vorgehalten haben. Meine Absicht war, dich gegen die Verirrungen in deiner Laufbahne zu warnen, dich zu einen ordentlichen, aufgeklärten Mann zu machen. Lasse dich von diesem Worte nicht irre machen! Aufklärung, seitdem dieses Wort als devise vor jeder charteque steht, worin die Schwärmerey ihren Hausglauben zu Markte trägt, ist ein zweydeutiges Wort gewor-

den, dem gleichsam der Steckbrief auf dem Fuß nachfolget. Wir haben aber doch noch kein schicklichers Wort unterstellen können, wenn man das Extrem von Unwissenheit, Aberglauben, und allen niedrigen Begriffen berühren will. Denke dir also die Aufklärung im ächten Verstande, wenn ich dir sage, daß ich die Absicht hatte, dir dazu den Weg zu weisen! Ich meinte, du solltest deinen Beruf von jener Seite kennen lernen, von welcher er eben darum, weil er sich an die Lehre der ersten katholischen Kirche anschliesset, und von allen nebenfälligen Anhängseln, die sich in späteren Zeiten dahin angelehnet haben, lossaget, ehrwürdig werden muß. Ich meinte, du sollest deinem Amte mit Geistesnahrung Vorsehung thun, solltest dich zu der erhabenen Pflicht eines Volkslehrers mit der gehörigen Verwendung ausrüsten, mit den heiligen Wissenschaften vertraut seyn, um deinen lieben Kindern mit Würde das Brod zu brechen, und jene Vorträge nicht aus der Luft zu greifen, mit welchen du vor deiner Gemeinde aufzutretten hast, meinte, du solltest selbst ein Herz haben, das von dem Glauben Jesu Christi

sti warm ist, um das Herz deiner Zuhörer zu erwärmen, solltest selbst eine genaue Anhänglichkeit an die Tugend, und einen thätigen Widerwillen gegen die Sünde besitzen, um mit deinem Beispiele auf jene, die dich hören, mehr, als mit deinen Worten Eindruck zu machen.

Nach meinem Wunsche solltest du deine Gemeinde genau kennen, und nach den Bedürfnissen ihrer Beschaffenheit deine Lehren einrichten, und ihre Empfänglichkeit bei deinen Vorträgen benützen. Du solltest ihnen die Sakramenten mit Würde reichen, sie im geheimen Gericht nicht obenhin behandeln, sie im wahren Glauben stärken, mit dem ächten Geiste der Busse bekannt machen, sie an wahre Gottesverehrung hinweisen, und von allen jenen irrigen Meinungen in gottesdienstlichen Verrichtungen mit guter Art ableiten, die sich unter ihnen eingeschlichen haben könnten. Pastoralklugheit und Bescheidenheit sollen deine Führerinnen dabei seyn, damit du nicht zu weit, oder mit Unanständigkeit den falschen Weg gehest!

Mein Vorsatz war dich anzueifern, daß du dich der Armen in deinem Kirchspiele wie ein

Vater annehmest, den Kranken ein tröstender Samaritan würdest, und ein sanfter Führer der Jugend; daß du die Schule deines Kirchspiels als den wichtigsten Gegenstand deiner Bemühungen ansehest, und die Pflicht des Erziehers für das halten möchtest, worüber du bei dem göttlichen Gericht einst zur Frage kommen wirst. Ueberhaupt suchte ich dich für den Vollzug aller jenen öffentlichen Anstalten thätig zu machen, die dir dein Landesfürst durch so wiederholte als gutgemeinte Verordnungen an das Herz gelegет hat.

Meine Absicht war, dich auf die Behauptung deiner Würde aufmerksam zu machen. Ich wünschte, daß du fühlen möchtest, dein Ansehen und das Vertrauen gegen dich würde bei deinen Pfarrkindern und allen angränzenden Nachbaren nur dann Wurzel fassen, wenn du ein ordentlicher Mann seyn würdest, gleich entfernt von der Verschwendung, und von der Schmuzigkeit, bekannt als ein Hausvater, der unter seinen Leuten Subordination zu erhalten weiß, als ein liebreicher Vorsteher der Gemeinde, der

sei-

seinen Hilfspriester als Freund begegnet, seine Ehre in ihrer Ehre suchet, und sie so behandelt, wie es ihr Charakter fordert, den sie mit ihm gleich haben, bekannt als ein Menschenfreund, der gegen irrende Brüder tolerant, artig im Umgang, anständig in seiner Kleidertracht, durch sein Menschenstudium weise, und fähig vor Jedermann zu erscheinen, jedem Menschen, wer es auch seye, die Hochachtung einflössen muß, die seinem Stand gebühret.

Aber ich hätte dir alles dies in glimpflichen Ausdrücken sagen, dich nicht manchmal lächerlich machen sollen. — Dies ist aber auch einer meiner Fehler, wegen welchen ich dich um Verzeihung zu bitten habe, wiewohl ich eine gräuliche Versuchung empfinde, zu glauben, du würdest manches, was ich dir sagte, nicht gefühlet haben, wenn ich es nicht gerade in dem Tone vorgetragen hätte, der dir auffiel.

Lasse uns Freundschaft machen, und der Wahrheit wegen, die doch immer Wahrheit bleiben wird, wenn sie auch weh thut, nicht mit Unwillen auseinander gehen! Halte mei-

ne Forderungen nicht für überspannt, und traue deinem Freunde Erfahrung zu! Auf dem Wege, wo du wandelst, habe ich beinahe durch 30 Jahre alles versuchet, habe den Beruf, der uns beiden eigen ist, nach allen Verhältnissen ausgeübet, habe es in der theuern Seelsorge mit allerley Leuten, in Städten, Märkten und Dörfern zu thun gehabt, mit Leuten von verschiedenen Provinzen, von allerley Schlag, von allerley Fähigkeiten und Launen. Ich habe in diesen Gelegenheiten Grundsätze für mich gesammelt, die geprüft und richtig befunden sind. Ich habe es gefühlt und erfahren, wie weit es ein Seelsorger mit guten Eigenschaften und einem biedern Herzen bringen könne, und wie unwiderstehlich eine Gemeinde für ihren Hirten eingenommen werde, wenn sie sieht, daß er sie übersehe, und willfährig seye, seine Pflicht zu thun. Er macht aus seinen Leuten, was er will, und lenket sie, wohin er will. Er ist der einzige Mann, dem sie ohne Ruckhaltung trauen, und das Herz im Leibe lachet ihnen, wenn sie seiner am Altar oder an dem Pre-

digt-

digtstuhl ansichtig werden. Es ist keine Gattung des Guten, welches er in seiner Gemeinde nicht stiften könnte. Religion und Staat danken ihm die Treue und Ergebenheit seiner Gemeinde, und dieses schöne Verhältniß, wenn er bei seiner Schule emsig ist, hat er nicht für seine Lebenszeit allein, sondern für ganze Generazionen fortgepflanzet. Menschen sind nicht im Stand, einen solchen Mann würdig zu belohnen. Nur das Bewußtseyn, daß er ein würdiger Schüler der Apostel ist, seine innere Beruhigung lohnet ihn. Er lebet in einem Winkel der Erde vergnügter als ein Fürst, und sieht dem Tage der Vergeltung mit einer stillen Freude entgegen.

Dank dir, innigen Dank, wenn ich dir deinen Mißmuth benommen, wenn ich dich zu einer deiner Pflichten freudiger, für deinen Beruf wärmer gemacht, und für die Arbeiten, wodurch du der Religion und dem Staat so wichtige Dienste leisten kannst, dir mehr Muth, Anstrengung, und Pünktlichkeit eingeflößet habe!

be! Auf diese Art hättest du mich für meine Unternehmung bezahlt, und wir gehen quitt auseinander. — Lebe wohl!

Ende des vierten und letzten Theils.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Edling, Wolfgang Anselm von

Der Priester, wie man ihn wünschen mag, und wie er nicht alle Tage zu haben ist Ein Quid pro Quo für manche müßige Stunde des Seelsorgers am Lande
Bd.: 4.

[S.l.] 1793

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Th Pr 4400 -4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11293572-5
VD18 80503047-001